

Zum Salzburger Schrifttum

Fritz Moosleitner, Bronzezeit im Saalfeldener Becken, mit einem Beitrag von Manfred Kunter, Reihe: Archäologie in Salzburg. Herausgegeben vom Amt der Salzburger Landesregierung (Landesarchäologie) gemeinsam mit dem Museum Carolino Augusteum, Band 1, unter der Schriftleitung von *Eva Maria Feldinger* und *Fritz Moosleitner*.

Der Band 1 dieser neuen Reihe berechtigt zu den besten Hoffnungen, daß hier ein echtes Desiderat befriedigt werden kann. Gab es bisher nahezu nur Einzelberichte zu den jeweils aktuellen Zufallsfunden, so sollen hier umfangreiche Fundkomplexe zusammenfassend dargestellt werden. Im vorliegenden Band ist dies für das prähistorische Saalachbecken bestens gelungen.

Die Aufarbeitung der Zeugnisse menschlichen Daseins in einer Zeit, da die schriftlichen Quellen noch schweigen, die Aufdeckung von Spuren früher Bergbaukunst, die Aufhellung der Geschichte bei der Gewinnung von Kupfer, der Herstellung von Bronze durch Beimengung von Zinn sowie deren meisterhafte Herstellung keramischer Waren durch geschickte Töpfer geben uns ein eindrucksvolles Bild aus grauer Vorzeit.

Im Vordergrund stehen naturgemäß die Funde der letzten Zeit, insbesondere aus der Grabungskampagne 1982 im Gräberfeld von Saalfelden-Taxau, die anlässlich der Errichtung einer Wohnanlage notwendig geworden war. Hervorzuheben ist aber, daß bei der Auswertung dieser Grabungsergebnisse auch das gesamte übrige Fundmaterial der ältesten Zeit, das besonders für die Bronzezeit ab ca. 1800 v. Chr. reichlich vorliegt, miteinbezogen wurde und somit bisher noch unveröffentlichte Ergebnisse zusammengeführt werden konnten.

Bedingt durch den intensiven Kupfererzbergbau war auch die Besiedlung zu dieser Zeit verhältnismäßig dicht. Die Zuordnung der Gräber zunächst zu den Höhensiedlungen und später zu den befestigten talnahen Siedlungen während des mittleren Abschnitts der Hügelgräberbronzezeit sowie zu den Bergbauanlagen und Kultplätzen kommt durch die umfassende Aufarbeitung bisher nur fallweise publizierter Einzelergebnisse recht gut zum Ausdruck.

Das hervorragende Bildmaterial, die vielen Zeichnungen charakteristischer Fundgegenstände auf Tafeln und gute Übersichtspläne wird der Fachmann ebenso zu schätzen wissen wie der Laie. Der Fachmann wird es auch nicht übelnehmen, wenn zum ausführlichen Fundstellenverzeichnis und Katalog allgemeinverständliche Beschreibungen treten, so daß auch der interessierte Laie gerne zu diesem ansprechend ausgestatteten Band greifen wird und mit Nutzen lesen kann. Die anthropologische Untersuchung der Leichenbrände führte M. Kunter von der Universität Gießen durch.

Otmar Weber

Fritz Moosleitner, Das hallstattzeitliche Gräberfeld von Uttendorf im Pinzgau. Archäologische Forschungen in der Nationalparkregion Hohe Tauern. Herausgegeben vom Amt der Salzburger Landesregierung (Landesarchäologie) gemeinsam mit dem Salzburger Museum Carolino Augusteum. Begleitheft zur Sonderausstellung im Heimatmuseum Vogtturm in Zell am See, 1992, und im Salzburger Museum Carolino Augusteum, 1993.

Diese Veröffentlichung bringt die Ergebnisse der systematischen Ausgrabungskampagne in Uttendorf während der Jahre 1975 bis 1990. Das salzburgische Uttendorf, an einem wichtigen inneralpinen Verkehrsweg im Oberen Salzachtal gelegen, weist schon sehr früh Spuren menschlicher Anwesenheit auf.

Wie in der Fundgeschichte zu lesen ist, konnte schon Martin Hell 1962 erste Beobachtungen anstellen und über fünf Brandgräber in Steinkisten ausführlich berichten.

Die Beschreibung des rund 5000 m² umfangreichen Gräberfeldes, der Art des Grabbaus und der Bestattungssitten – die Überreste der Feuerbestattungen wurden in Steinkistengräber gelegt – gibt uns Einblick in die Zeit des ersten Jahrtausends vor Christus, wobei zumindest für die zweite Hälfte dieses Jahrtausends in Nachbestattungen eindeutig rätische und keltische Kulturelemente sicher feststellbar sind.

In kurzen Abschnitten werden die Grabbeigaben, wie Schmuck und Arbeitsgeräte, Bronzegefäße und Keramik, beschrieben, so daß auch die zeitliche Einordnung des umfangreichen Gräberfeldes gut begründet vorgenommen werden konnte. Besonders über den vorgeschichtlichen Kupfererzbergbau können nunmehr Aussagen im Zusammenhang mit den weitreichenden Handelskontakten in weitaus besser fundierter Weise gemacht und in Verbindung mit der schon 1962 von M. Hell aufgedeckten Höhensiedlung am Steinbühel bei Uttendorf gesehen werden.

Es ist immer wieder faszinierend festzustellen, wie auch kleinste, aber eindeutig zuordenbare archäologische Fundgegenstände Licht auf eine schriftlose Ära werfen können und als Zeugen längst verflossener Zeiten zu sprechen beginnen.

Hervorzuheben ist wieder das in erstklassiger Qualität gebotene Bildmaterial, aber auch die guten Übersichtspläne und die exakten Zeichnungen, die nicht nur für den Fachmann bestes Anschauungsmaterial für Vergleiche bieten, sondern auch den interessierten Laien viel lieber zu einer solchen Lektüre greifen läßt. Ganz wichtig ist es nämlich auch, bei der einfachen Bevölkerung das Bewußtsein für die Wichtigkeit von zunächst oft recht unscheinbarer Wahrnehmungen von Kleinfunden zu wecken, wenn diese zu Entdeckungen ältester Besiedlungsspuren führen können, indem solche Funde auch den kompetenten Fachleuten bekanntgegeben werden.

Otmar Weber

Österreich im Hochmittelalter (907 bis 1246). Hg. von der Kommission für die Geschichte Österreichs bei der Österr. Akademie der Wissenschaften. Wien 1991. 605 S., 11 Tafeln, 5 Pläne, 38 Karten, 2 Abb., 1 Stammtafel.

Mit diesem Sammelband, an dem 18 Spezialisten ihres Fachs (H. Appelt, E. Bruckmüller, K. Brunner, K. H. Burmeister, H. Dienst, H. Dopsch, H. Fichtenau, H. Fillitz, R. Flotzinger, S. Haider, F. P. Knapp, H. Knittler, A. Ogris, F. Posch, J. Riedmann, F. Röhrig, A. Zauner, E. Zöllner) mitgearbeitet haben, und der mit Kartenmaterial, Tafeln etc. reich ausgestattet ist sowie durch ein Personen- und Ortsregister erschlossen wird, liegt für einen bedeutsamen Abschnitt der Geschichte des österreichischen Raums zweifellos ein „Standardwerk“ vor, das als „Handbuch und Nachschlagewerk für den wissenschaftlichen Gebrauch wie auch für den gebildeten Laien gedacht ist und auch weiterführenden detaillierten Forschungsarbeiten als Ausgangsbasis dienen soll“. Die qualifizierte Zuständigkeit der Mitarbeiter bürgt für die zuverlässige Behandlung von sechs Hauptaspekten der darzustellenden geschichtlichen Entwicklung (Quellen, Politik und Verfassung, Kirche, Siedlung und Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft, Kultur). „Dabei findet der Donauraum bzw. die babenbergische Mark als Keimzelle der späteren ‚Herrschaft zu Österreich‘ besondere Berücksichtigung [drei Beiträge im Kapitel ‚Die Anfänge der österr. Länder‘, der Rez.], aber auch die Geschichte der übrigen österr. Länder . . . wird in ihren Grundlinien und wichtigen Details dargelegt.“

Ich zitiere diesen Klappentext, weil er das Grundkonzept des Sammelbandes kurz und treffend kennzeichnet und weil hier bei aller Wertschätzung des Gesamtunternehmens und seiner Autoren meine Kritik ansetzt. Um es provokant zu formulieren: Was hat die Markgrafschaft bzw. das Herzogtum Österreich der Babenberger mit den westlichen und südlichen „österreichischen Ländern“ (außer der Steiermark ab 1192) im Zeitraum vom 10. bis 13. Jahrhundert integrativ zu tun? Kärnten, seit 976 Herzogtum unter verschiedenen Geschlechtern, ging seine eigenen Wege, Tirol in Auseinandersetzung mit geistlichen Herrschaften ebenso, Vorarlbergs Landwerdung (bzw. Tendenz Richtung Osten) ist nicht einmal im Ansatz erkennbar, und die Herrschaftsgebiete des Erzbischofs von Salzburg unterstanden landrechtlich noch dem Herzogtum Bayern, von dem es sich – zielsicher im 13. Jahrhundert beginnend – erst im 14. Jahrhundert endgültig löste. In kirchlicher Hinsicht allerdings war Salzburg als Sitz des Erzbischofs und Metropolitens der bayerischen Kirchenprovinz mit vier Suffraganen und vier Eigenbistümern überragender geistlicher und geistiger Mittelpunkt weit über die Grenzen des heutigen Österreich hinaus und stand demnach gewissermaßen in hierarchischer Gegenrichtung (wenn auch mittels des Bistums Passau) über dem Länderpaar Österreich ob und unter der Enns.

Daher meine ich, daß bis zum 13. Jahrhundert, genauer gesagt bis zum Beginn der Habsburger Herrschaft, die Geschichte „Österreichs“ streng geschichtswissenschaftlich nicht rückwärtsgewandt aus dem Gesichtswinkel „Wien“ betrachtet werden darf, sondern dem Werdegang aller „österreichischen Länder“ vollinhaltlich föderativ gerecht zu werden hat. Denn es war zur damaligen Zeitspanne noch durchaus keine ausgemachte Sache, daß die werdenden westlichen Länder einmal an „Österreich“ angeschlossen werden. Es bedarf keines näheren Eingehens auf diese Frage: Der Historiker weiß um die Hoffnungen der Wittelsbacher auf Rückgewinnung des Herzogtums Österreich nach dem Aussterben der Babenberger und um die Auseinandersetzungen betreffs Tirol, Kärnten usw. Ab dem 14. Jahrhundert sieht die Sache freilich schon ganz anders aus: Da kommen bereits die Länder Kärnten und Tirol an das Haus Österreich, da zog der Magnet „Wien“ Territorien an sich und gewann weiterhin an Kraft, bis er schließlich zur europäischen Macht der „Monarchia Austriaca“ führte. Was das Erzstift Salzburg betrifft, so wurde es – wie hinlänglich bekannt – mit Abstrichen erst Anfang des 19. Jahrhunderts dem Österreichischen Kaisertum einverleibt, von dem es anfangs nicht gerade zuvorkommend behandelt worden ist. Und das Burgenland, dem man einen eigenen Beitrag seiner „Anfänge“ hätte widmen können, kam sogar erst nach dem Ersten Weltkrieg an die Bundesrepublik.

Von diesem grundsätzlichen Einwand her wird man verstehen, daß mich der Titel des Buches nicht befriedigen kann. Obwohl mir, oder gerade weil mir die Vieldeutigkeit des Begriffs „Österreich“ (Zöllner) bewußt ist, hielt ich einen Titel etwa wie „Österreichs Bundesländer (oder ‚Die Länder des heutigen Österreich‘) im Hochmittelalter“ für angebracht, d. h. es sollte bereits im Titel die Gliedhaftigkeit Österreichs und die vergleichsweise Rangleichheit dieser Glieder mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck kommen. Auch wäre es vom föderalistischen Standpunkt aus zweckmäßiger gewesen, die Eingrenzung des Zeitraums Hochmittelalter nicht mit den zu sehr auf das babenbergische Territorium bezogenen Jahreszahlen 906 und 1246, sondern offener etwa „vom 10. bis zum 13. (oder bis zur Mitte des 13.) Jahrhundert(s)“ vorzunehmen. Gewiß, die schwere Niederlage von 907 bezieht sich fast auf das ganze bairische Stammesgebiet, denn es fielen damals nicht nur der Markgraf Liutpold, sondern auch der Salzburger Erzbischof Dietmar I. mit seinen Suffraganen Uto von Freising und Zacharias von Säben.

Zufällig deckt sich auch das Jahr 1246 mit dem Todesjahr des großen Salzburger Erzbischofs Eberhard II. (1200–1246), der auf dem Weg der Landeswerdung des Erzstifts entscheidende Schritte gesetzt hat. Im übrigen starben 1248 auch die Andechs-Meranier aus, was vor allem für die Entwicklung Tirols von Bedeutung war. Trotzdem, Kärnten (*Ogris*) kann dieser Datierungs-Fixierung wenig abgewinnen, und *Dopsch* nennt seinen profunden Beitrag bewußt „Die Frühzeit Salzburgs“ und nicht „Die Anfänge . . .“, denn Salzburgs große mittelalterliche Geschichte hat nicht erst mit dem Jahr 907 begonnen, sondern bereits 200 Jahre früher. Dieser Grundeinstellung der Bevorzugung der babenbergischen Lande (merkwürdigerweise fehlt eine Karte der territorialen Entwicklung, übrigens auch für Tirol und Vorarlberg) entspricht auch, daß dem Band nur eine Stammtafel der Babenberger beigegeben wurde, aber keine entsprechenden Übersichten der Herzoge von Kärnten, der Markgrafen von Steiermark, der Grafen von Tirol oder der Erzbischöfe (mit ihren Suffraganen) von Salzburg, Tafeln, die wegen der teilweise recht komplizierten Zusammenhänge für das Verständnis der Entwicklung dieser Länder umso notwendiger wären. Auch würde eine synchrone Zeittabelle einem solchen Werk gut anstehen.

Während die politische und verfassungsmäßige Entwicklung nach den einzelnen „Ländern“ dargestellt wird, werden die übrigen Themen wie Kirche, Siedlung, Wirtschaft und Kultur für den „Länderkomplex Österreich“ zusammengefaßt abgehandelt. Das mag man noch angehen lassen, weil eine andere Darstellungsweise den Stoff zu sehr zerfallen ließe. Andererseits freilich erlangten dadurch das Eigenleben und die Eigenleistung der einzelnen „Länder“ nicht die ihnen gebührende Würdigung. Gewiß kommt es dabei auch auf die jeweilige Thematik an. So kommt in dem von *H. Fillitz* verfaßten, durch inhaltliche Vielfalt und Dichte sich auszeichnenden Beitrag „Architektur und bildende Kunst“ die überragende Bedeutung Salzburgs voll zur Geltung, die in diesem Zeitraum nicht auf Salzburg beschränkt war, sondern auch auf die übrigen „Länder“ ausstrahlte.

Leider ist es im Rahmen der Besprechung eines so vielschichtigen Werks nicht möglich, auf die einzelnen Beiträge näher einzugehen. Aus Salzburger Sicht habe ich wenigstens auf Dopsch und Fillitz namentlich hingewiesen. Bedeutsam scheint mir die relativ umfangreiche Studie „Siedlung und Bevölkerung“ von *F. Posch* nicht zuletzt auch wegen ihres Schlusssatzes, „daß der Föderalismus die wahre und angestammte Ausdrucksform der österreichischen Vielfalt ist“. Damit scheint meine grundsätzliche Kritik aus dem Kreis nicht nur dieses Autors gerechtfertigt und bestätigt. Und es hätte – abgesehen von der Grundhaltung – nur weniger, vielleicht nur redaktioneller Korrekturen in Richtung Föderalismus bedurft, um diesen wichtigen Sammelband als ein vollgültiges Standardwerk der Geschichte Österreichs und seiner Länder im Hochmittelalter (vom 10. bis zum 13. Jahrhundert) bezeichnen zu können.

*

NB. Es sei mir erlaubt, auf die „Geschichte Österreichs und seiner Bundesländer“ (Salzburg 1936, 514 S.) meines verehrten Geschichtslehrers *Josef Villgratner* hinzuweisen. Das „Lern- und Handbuch“ kann sich zwar mit dem wissenschaftlichen Standard des vorliegenden Werks nicht messen, es wird aber dem föderalistischen Charakter des österreichischen Bundesstaats und seinem geschichtlichen Werden in einer Weise gerecht, die Anerkennung verdient. In neuester Zeit sucht die von *Johann Rainer* herausgegebene „Geschichte der österreichischen Bundesländer“ (sechs Bände sind bereits erschienen) dem vorgebrachten Anliegen gerecht zu werden.

Franz Fuhrmann

Friederike Zaisberger/Walter Schlegel, Burgen und Schlösser in Salzburg: Flachgau und Tennengau. St. Pölten–Wien 1992. 208 S., 2 Übersichtskarten, 54 S/W-Abb. und 4 Farbtafeln.

In der verdienstvollen Birken-Reihe „Österreichs Burgen – Schlösser – Wehrkirchen“ liegt nunmehr für das Land Salzburg der zweite Band, „Flachgau und Tennengau“ (außer der Stadt Salzburg), vor. Als Autoren zeichnen – wie beim ersten Band („Inner Gebirg“) – *F. Zaisberger* und *W. Schlegel*, wobei diesmal in zweckmäßiger Aufteilung die Archivdirektorin für den historischen Bereich und der Landeskonservator für Lage- und Baubeschreibungen verantwortlich ist. Die Arbeit verrät eine langjährige intensive Beschäftigung mit der Vielfalt des Stoffes und entwickelt auf verhältnismäßig knappem Raum ein aus schriftlichen und bildlichen Quellen geschöpftes, ungemein dichtes Bild profanen Baugeschehens in zwei Salzburger Gauen, wie es bisher nicht vorlag und das auch die Österreichische Kunsttopographie an Aussage übertrifft. Die Anordnung ist übersichtlich, die textliche Verarbeitung innerhalb der beiden Gaue alphabetisch – des von inhaltlicher Fülle geradezu strotzenden historischen Materials ausgezeichnet, die Bilderbildung durch Objektfotos, alte Stiche, Pläne, Grund- und Seitenrisse sowie Skizzen (*H. Jaud*) aufschlußreich und vielfach überraschend, das Quellen- und Literaturverzeichnis perfekt. Ohne auf Einzelheiten eingehen zu können, verweise ich auf die ausführliche Behandlung von Schlössern wie Anif, Fuschl, Gartenau, Golling, Haunspurg, Wespach, Kalsperg, Klesheim, Sieghartstein, Ursprung, Urstein, die Ruinen Plainburg, Alten- und Lichtentann und im besonderen auf Mattsee. Landesgeschichtlich im besten Sinn des Wortes wird dem Vergessen aus der Vergangenheit vieles entrissen, das Lesen regt ungemein zum Besuch der betreffenden Stätten ein, und man sieht dem letzten in Vorbereitung befindlichen Band, „Salzburg, Stadt und Land“, mit hohen Erwartungen entgegen.

Franz Fuhrmann

Rudolf Flotzinger, Choralhandschriften österreichischer Provenienz in der Bodleian Library/Oxford. Verlag der Österr. Akademie der Wissenschaften (Veröffentlichungen der Kommission für Musikforschung, Heft 26 = Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Österr. Akademie der Wissenschaften, Bd. 580). Wien 1991, 106 S.

Wie viele der großen europäischen und amerikanischen Bibliotheken besitzt auch die Bodleian Library in Oxford eine Anzahl qualitativ hochwertiger mittelalterlicher Handschriften, die aus klösterlichen Skriptorien des süddeutsch-österreichischen Raums stammen. Nur selten gelingt es, den Weg zu rekonstruieren, den diese kostbaren Bücher genommen haben, ehe sie im Fundus einer modernen Bibliothek auftauchen. Im Fall der vor allem für die Musikge-

schichte, aber auch für die Liturgie-, Kunst- und Bibliotheksgeschichte bedeutsamen Handschriften österreichischer Provenienz in der Bodleiana, die der Grazer Musikwissenschaftler Rudolf Flotzinger zum Gegenstand seiner vorliegenden Untersuchungen gemacht hat, läßt sich zumindest für einige von ihnen ein Vorbesitzer ausmachen. Sie befanden sich in der Bibliothek des Venezianers Matteo Luigi Canonici (1727–ca. 1805), deren größten Teil – mehr als 2000 Bände – die Bodleian Library in den Jahren 1817 und 1821 angekauft hatte. Canonici selbst wird die Handschriften, so ist zu vermuten, in der Zeit der josefinischen Klosteraufhebungen erworben haben, als im Zuge der Liquidierung von Klöstern auch deren Bibliotheken aufgelöst wurden.

Doch nicht den neuzeitlichen, den späteren Besitzern dieser Handschriften gilt in diesem schmalen Bändchen das primäre Forschungsinteresse Flotzingers, sondern, zusammen mit ihrem Inhalt, der ursprüngliche Entstehungs- und Gebrauchsraum der Handschriften, die Frage, wo und für wen sie geschrieben wurden. „Ausgangspunkt war eine Durchsicht bestehender Kataloge nach Angaben, die auf österreichische Orte oder Beziehungen hinweisen könnten. Die so eruierten Handschriften wurden einer Autopsie unterzogen, dabei die meisten ohne musikalische Notation sowie alle jene ausgeschieden, bei denen sich keine Anhaltspunkte für eine eventuell österreichische Provenienz finden ließen“ (S. 5).

Die Studie ist formal in zwei Teile geteilt: der erste (S. 9–92) beinhaltet Untersuchungen zu elf liturgischen Handschriften vorwiegend des 12., aber auch des 13., 14. und 15. Jahrhunderts, der zweite (S. 93–105) ist zwölf Fragmenten ebenfalls liturgischer Handschriften des 12. und 13. Jahrhunderts vorbehalten. Eine kurze Zusammenfassung in Tabellenform bietet die Ergebnisse in bezug auf Datierung und Herstellungs- bzw. Besitzprovenienz der untersuchten Codices auf einen Blick (S. 105 f.); dies hat zur Folge, daß die im Analyseteil zuweilen im Konjunktiv ausgedrückten Schlußfolgerungen sich hier als scheinbar sichere Ergebnisse präsentieren. Lediglich in der Fragmenten-Ergebnistabelle wurde ausgiebig und zu Recht vom Fragezeichen Gebrauch gemacht: Tatsächlich ließ sich nur bei einem einzigen Fragment mit Sicherheit österreichische Provenienz nachweisen (Lyell 55 aus Lambach, 12. Jh.); zwei weitere konnte Flotzinger nur höchst hypothetisch mit Salzburg in Verbindung bringen (Lat. lit. a. 6/14–15 und Lat. misc. a. 3/61), die Provenienz der übrigen mußte er mit Fug und Recht als nicht eruierbar oder als fraglich kennzeichnen.

Die einzelnen Kapitel der Studie sind jeweils einer Handschrift bzw. einem Fragment gewidmet, in sich abgeschlossen und einem einheitlichen Schema verpflichtet: Der kodikologischen und inhaltlichen Beschreibung folgt ein Analyseteil, in dem neben Exkursen über Vergleichshandschriften oder Hinweisen auf (auch nichtliturgische) Handschriften derselben Provenienz (vgl. z. B. Canon. liturg. misc. 575 (20051): Johannes Diaconus: Vita S. Gregorii Papae, Canon. liturg. 225 (19415): Diurnale [S. 30–33], Canon. liturg. 324 (19413): Lektionar [S. 47 f.], Canon. liturg. 297 (19395): Brevier [S. 60–62], Canon. bibl. lat. 72 (18965): Biblia [S. 64–66]) auch bislang unveröffentlichte Texte abgedruckt werden (z. B. ein Marienhymnus [S. 41 f.], ein Introitus- und Sanctus-Tropus [S. 81 und 83]).

Für die kodikologische und inhaltliche Beschreibung von Handschriften wurden in den letzten zwanzig Jahren gewisse Regeln und Standards entwickelt, die dem Leser eine ausführliche und dennoch übersichtliche Information gewährleisten. Es ist bedauerlich, daß Flotzinger sie nicht zur ordnenden Grundlage seiner Beschreibungen gemacht hat, sie würden dem Rezipienten zumindest mühseliges Suchen wesentlicher Daten ersparen. Eine Ursache der unübersichtlichen Darbietung liegt darin, daß kodikologische Daten und inhaltliche Beschreibung miteinander verknüpft und vermengt werden, eine Darstellungsweise, die nur in wenigen Fällen (z. B. bei Hinweisen auf Nachträge von unterschiedlichen Schreibern zu verschiedenen Zeiten) als gerechtfertigt erscheint. Wichtige Daten, wie z. B. die Anzahl der Schreiberhände, welche Teile der Handschrift sie beschrieben, die Datierung der Schrift usw. sind in die Beschreibung der Texte eingebettet und daher schwer auffindbar; Hinweise über die Zusammensetzung der Lagen, die über die sukzessive Entstehung des Kodex Auskunft geben könnten, fehlen ebenso wie beispielsweise genauere Angaben zu den mittelalterlichen Einbänden. In diesem Zusammenhang muß die Frage erlaubt sein, warum Stempelabreibungen der Canonici-Einbände des 18. Jahrhunderts – überdies in qualitativ ungenügender Wiedergabe – abgebildet werden, nicht jedoch die Lederschnitteinbände und die mit Blindstempeln geschmück-

ten Einbände des 15. und 16. Jahrhunderts, die zumindest Rückschlüsse auf Buchbinderwerkstätten und damit auf die Lokalisierung der spätmittelalterlichen Bucheigner zuließen. Ausführlich und mit Verweisen auf Texteditionen und Repertorien abgesichert sind die Angaben zum Inhalt der Texte mit Melodieaufzeichnungen; leider haben die nicht-liturgischen Texte nicht dieselbe Aufmerksamkeit Flotzingers erfahren: Ohne Hinweis auf etwaige moderne Editionen bei Texten bekannter Autoren, aber auch ohne Impetus, anonym überlieferte Texte zu identifizieren oder zumindest zu charakterisieren, werden sie mit den Titeln zitiert, die der Eigentümer der Handschriften im 18. Jahrhundert auf die Buchrücken schreiben ließ.

Jeder, der sich mit mittelalterlichen Handschriften beschäftigt, weiß, welchen Schwierigkeiten er gegenübersteht, wenn er Entstehungszeit und -ort eines Kodex ermitteln soll. Er wird alle ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmittel der Kodikologie zu Rate ziehen, er wird Vergleiche mit anderen, sicher datierten und lokalisierten Handschriften anstellen und daraus seine Schlußfolgerungen ziehen. Liturgische Texte bieten darüber hinaus noch eine zusätzliche Hilfe: So lassen sich z. B. aus der Kennzeichnung von orts- oder ordensspezifischen Heiligenfesten in Kalendaren, von besonderen Fest- oder Votivmessen in Missalen, von besonderen Fürbitten in Brevieren usw. Rückschlüsse auf den Gebrauchsraum der Handschrift ziehen. Nachträge, die vermutlich auf lokale Besonderheiten oder Eigenheiten z. B. einer monastischen Gemeinschaft zurückzuführen sind, können zudem Hinweise auf einen neuen, vom Herstellungsort der Handschrift unterschiedlichen Gebrauchsraum geben. Durch Interpretation derartiger Textstücke gelingt es Flotzinger, den Gebrauchsraum von Handschriften zu präzisieren, wie z. B. das Missale Canon. liturg. 354 mit St. Paul im Lavanttal (S. 15 ff.) oder das Ordinale Canon. liturg. 325 (19415) sowie das Brevier Canon. liturg. 346 (19432) mit Moggio, einem ehemaligen Benediktinerkloster im Kanaltal (S. 38 ff.). Der Vergleich von „charakteristischen Abweichungen und Eigenheiten“ eines Textes erscheint dagegen für die Ermittlung der Entstehungsprovenienz als methodisch verfehlt: Gemeinsame, von anderen Überlieferungszeugen abweichende Lesarten dokumentieren zwar eine textstemma-tisch enge Verwandtschaft ihrer Überlieferungsträger; über den Ort, an welchem ein derartiger Text abgeschrieben wurde, sagen sie hingegen nichts aus. Auf einen konkreten Fall bezogen heißt das, daß das obengenannte Missale nicht deshalb in Kremsmünster geschrieben worden sein mußte, weil eine Michaels-Sequenz in dieser Handschrift Bindevarianten aufweist, in denen Flotzinger „spezifisch Kremsmünsterer Tradition“ (S. 21) erkannte. (Wie die Anm. 68 angeführte Lesartenvariante zeigt, findet sich diese Lesart auch in Handschriften der Klöster Rheinau, St. Emmeram und Einsiedeln; offensichtlich handelt es sich dabei um eine Textvariante, die nicht nur für Kremsmünster, sondern – allgemeiner – für die Tradierung dieser Sequenz in Benediktinerklöstern charakteristisch ist.)

Es ist evident, daß nur ein Bündel einander nicht widersprechender Indizien dazu angetan ist, sichere Rückschlüsse auf die Herkunft einer Handschrift zu ziehen. Dies wird freilich nur in wenigen Fällen zutreffen. Lassen sich Einzelbeobachtungen nicht zu einem einheitlichen Bild zusammenfügen, so sollten derartige Diskrepanzen als solche aufgezeigt, nicht aber, wie es hier oftmals geschieht, kommentarlos übergangen werden. Wie sind, um als Beispiel nochmals das Missale für St. Paul zu bemühen, die Fürbitten für den Stifter des Klosters Kremsmünster, den Herzog Tassilo, zu verstehen, die offensichtlich als Nachtrag hinzugefügt wurden? Nahm der Kremsmünsterer Schreiber darauf Rücksicht, daß die Handschrift nicht für den Eigengebrauch vorgesehen war und unterdrückte daher vorsätzlich diese Textpassage? Warum wurde sie dann aber später ergänzt, wo doch der Stifter des Kärntner Klosters nicht Tassilo, sondern Engelbert von Spanheim war? Wenn es nicht möglich ist, diese Fragen klar und eindeutig zu beantworten, wie kann man dann das Skriptorium des Klosters Kremsmünster als Entstehungsort der Handschrift benennen, und wie paßt dazu die Aussage der Kunsthistoriker, die ihrerseits Salzburger Provenienz postulieren? Ist der Schluß, den Flotzinger daraus zieht, zulässig, die Handschrift sei in Kremsmünster geschrieben, aber in Salzburg illuminiert worden (S. 26)? Wie kann man plausibel erklären, daß eine Handschrift in einem hochentwickelten Skriptorium, wie es Kremsmünster in der Mitte des 12. Jahrhunderts zweifellos besaß, als Auftragsarbeit für das Kärntner Kloster St. Paul geschrieben, nicht aber hier, sondern in Salzburg illuminiert wurde? Was spricht schließlich für die Entstehung dieses Kodex in Kremsmünster, wenn Flotzinger große Ähnlichkeit von Text- und Neumenschrift des Mis-

sale mit der des Kremsmünsterer Kodex CC 28 postuliert („vielleicht ist es in beiden Fällen jeweils die gleiche Person“ [S. 26]), jedoch für die anschließende Darstellung der unterschiedlichen (!) Schreibweisen der Neumenhände in den beiden Handschriften in seiner Studie anderthalb Seiten füllt?

Die Liste von Widersprüchlichkeiten ließe sich bei der Lektüre anderer Handschriftenanalysen fortsetzen; es wäre falsch und ungerecht, wollte man den Autor dafür verantwortlich machen, sie nicht bereinigt, die vielen offenen Fragen nicht beantwortet zu haben. Solange wichtige Grundlagenforschung auf diesem Gebiet nicht geleistet ist – so fehlt z. B. noch immer eine Darstellung der Salzburger Skriptorien (Domkloster, St. Peter, Nonnberg) im 12. Jahrhundert –, ist dies auch ohne Zuhilfenahme umfangreichen Vergleichsmaterials gar nicht möglich. Was ich jedoch hier oftmals vermisse, ist eine gründliche Auseinandersetzung mit Postulaten, Argumenten und (Hypo-)Thesen, die die Forschung bisher zu diesen Handschriften beigebracht hat, zumal dann, wenn sie kontroversiell zu Flotzingers eigenen, bedenkenswerten Beobachtungen stehen.

Diese wohl selbst auferlegte Kürze der Darstellung korreliert zuweilen mit einer Knappheit an Information, die es dem Leser durchaus nicht leicht macht, vorgebrachte Argumente nachzuvollziehen; nicht jedem sind z. B. die Kirchen-Patrozinien so geläufig, daß er bei den Namen Regiswildis und Dionysius sofort an das fränkische Kloster Münsterschwarzach denkt, oder mit den Heiligen Hermagoras, Fortunatus und Gallus das ehemalige Benediktinerkloster Moggio in Friaul in Verbindung bringt. Diesem Hang zur Kürze sind vermutlich auch Inhalts- und Literaturverzeichnis zum Opfer gefallen; man sucht sie vergebens. Letzteres fällt umso schwerer ins Gewicht, als die in den Fußnoten aufgeführte Fachliteratur nur bei ihrer ersten Nennung voll zitiert wird, in der Folge jedoch nur in verkürzter Form. Bei einer Zahl von 401 (!) Fußnoten wird man dies nicht eben leserfreundlich nennen dürfen (übrigens auch nicht, wenn Querverweise im Text ohne Seitenangaben ausschließlich mit „s. weiter unten“ bzw. „vgl. oben“ mitgeteilt werden).

Die Vorzüge dieser Arbeit liegen in der Beschreibung und Interpretation der liturgisch-musikalischen Teile der Codices und in den vielen Einzelbeobachtungen, die Flotzinger aus einer genauen Lektüre der Handschriften mit ihren spezifischen Textanordnungen und Notizen, Zusätzen und Nachträgen gewinnen konnte. Zweifellos wirkt die Studie stimulierend für weitere Untersuchungen; so, und nicht als rhetorische Floskel habe ich auch die Passage im Vorwort (S. 5) verstanden: „Daß sich mit Einzelbelegen auch nur Einzelbeiträge und Ansätze für weitere Untersuchungen erzielen lassen, ja eigentlich mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet werden, versteht sich von selbst.“

Gerold Hayer

Geschichte von Berchtesgaden. Stift – Markt – Land, Band I: *Zwischen Salzburg und Bayern (bis 1594)*. Hg. v. *Walter Brugger, Heinz Dopsch u. Peter F. Kramml*. Verlag Anton Plenk, Berchtesgaden 1991. 1119 S., zahlreiche Farb- und S/W-Abb., Kartenskizzen und Grafiken.

Fast zwei Jahrhunderte mußten vergehen, bis Stift, Markt und Land Berchtesgaden eine umfassende und moderne Darstellung bekommen haben. Diese lange Zeit war man bei Studien zur Geschichte des zwischen Salzburg und Bayern gelegenen Territoriums auf die zwar verdienstvolle, aber eben doch überholte Arbeit von *Joseph Ernst Ritter von Koch-Sternfeld*, „Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden und seiner Salzwerke“, angewiesen, die 1815 erstmals in drei Bänden publiziert und noch 1983 in einem Neudruck vorgelegt wurde. Daß nun seit 1986 die Herausgabe eines umfangreichen, auf drei „Riesen“-Bände angelegten Handbuchs zur historischen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung Berchtesgadens in Angriff genommen wurde, geht auf eine Anregung des dortigen Pfarrers, Prälat *Walter Brugger*, und auf eine penible wissenschaftliche Konzeption zurück, die in Zusammenarbeit mit den Salzburger Historikern *Heinz Dopsch* und *Peter F. Kramml* erarbeitet wurde. Allein für die Initiative zu diesem Forschungsvorhaben in derartigen Dimensionen muß den drei Herausgebern gedankt werden, und das vorliegende wissenschaftliche Ergebnis kann sich denn auch sehen lassen, vorerst nur auf den ersten Band bezogen; ein Ergebnis, das auch Vergleiche mit dem Handbuch zur Geschichte Salzburgs nicht zu scheuen braucht.

Dieser erste Band umfaßt die Geschichte Berchtesgadens von den Urzeiten bis zum Jahr 1594, einer wichtigen Zäsur, die durch den Beginn einer langen wittelsbachischen Administration gekennzeichnet ist, die schließlich und endlich zum endgültigen Übergang an Bayern geführt hat. So reicht der Bogen der einzelnen Darstellungen verschiedener Forscher von der Entwicklung der Gesteins- und Formenwelt sowie der Vegetation – aus der Feder von *Paul Ney* und *Hubert Zierl* – zu den Siedlungs-, Flur- und Lehennamen (*Wolf-Armin Freiherr von Reitzenstein*), an die sich der Beitrag über die Vor- und Frühgeschichte von *Walter E. Irlinger* anschließt. Den Anfängen der Siedlung, dem Ausbau der bairischen Herrschaft im fränkischen und deutschen Reich, den Grafschaftsrechten, den kirchlichen Voraussetzungen und genealogischen Fragen im Vorfeld der Berchtesgadener Stiftsgründung ist ein umfangreicher Artikel von *Heinz Dopsch* gewidmet. Für ihn wie für die meisten anderen Mitarbeiter gilt der überaus positive Gesamteindruck dieses Bandes: ein flüssiger und lesbarer Stil, ohne das sonst oft so öde „Fachchinesisch“, das Lesern ohne große Vorbildung die Lektüre schwermacht; eine gute Zusammenfassung vorliegender Forschungsergebnisse und das Aufzeigen neuer Ansätze und Perspektiven. Auf dieser Linie liegt auch der Beitrag *Stefan Weinfurters* über die Gründung des Augustiner-Chorherrenstifts und der von *Peter F. Kramml* über die spätmittelalterliche Entwicklung von Propstei und Land Berchtesgaden, von der Ausbildung der Landeshoheit über den Kampf gegen die Salzburger Bedrohungen der Selbständigkeit bis zum Weg der Reichsstandschaft; ein ausgezeichnete Beitrag, der an die Darstellung von *Dopsch* über den hochmittelalterlichen Weg Berchtesgadens von der durch Investiturstreit und Schisma bedingten Existenzkrise zur Landesbildung anschließt.

Interessante Gesichtspunkte und auch für Laien instruktive Zusammenfassungen bringt für die neuzeitliche Entwicklung *Karl-Otto Ambronn*, der die Fürstpropstei Berchtesgaden unter der Leitung der Präpste Wolfgang Lenberger, Wolfgang Griesstetter und Jakob Pütrich im Zeitraum von 1523 bis 1594 untersucht und mit der folgeschweren Postulation Herzog Ferdinands von Bayern zum Koadjutor abschließt, wobei sich Parallelen zur Salzburger Situation mit Herzog Ernst im Jahr 1540 anbieten. Hervorragend ergänzt wird die rein historisch-politisch-kirchenpolitische Darstellung durch eine Reihe von Beiträgen, die sich mit sachlich recht differenzierten Facetten des Berchtesgadener Gesamtbilds beschäftigen. So ging *Gerhard Ammerer* mit großer Sachkundigkeit auf die Voraussetzungen von Gesellschaft und Herrschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit ein, indem er sich den Fragen der politischen Kräfte wie Propst, Kapitel und Landschaft, von Recht, Verwaltung und Finanzen sowie der sozialen und wirtschaftlichen Stellung der bäuerlichen Bevölkerung und den Fürsorgeeinrichtungen widmete. *Alfred Tausendpfund* untersuchte die Entwicklung der beiden Märkte Berchtesgaden und Schellenberg, auch in ihrer topografischen Sonderentwicklung, bis hin zur Marktordnung von 1567; der auf diesem Gebiet schon als Spezialist bewährte *Fritz Koller* hat die Probleme des Salzwesens von Berchtesgaden auch in bezug auf Reichenhall und den Halleiner Dürnberg sehr anschaulich dargestellt, und auch *Rolf Farnsteiner* bietet interessante Einblicke in Fragen von Höfen und Lehen, von Handwerk und Gewerbe, von Familiennamen und Familiengeschichte, von Fragen, die eng mit der Siedlungsgeschichte des Landes zusammenhängen.

Abgeschlossen wird der erste Band der Geschichte Berchtesgadens durch einen weiteren Beitrag *Krammls* über den hoch- und spätmittelalterlichen Konvent in seiner Wirkung und personellen Zusammensetzung – katalogisiert wurden von ihm schließlich recht übersichtlich auch die Berchtesgadener Präpste bis 1594 – sowie durch literar- und kunsthistorische Artikel: *Lotte Riedlsperger* hat überaus sach- und fachlich fundiert die Bibliothek des Augustiner-Chorherrenklosters im Mittelalter und in der frühen Neuzeit untersucht, wobei auf erstaunliche Zimelien Berchtesgadener Provenienz in der Salzburger Universitätsbibliothek aufmerksam gemacht werden konnte. Mit der reichen romanischen Kunst in Berchtesgaden beschäftigte sich ein Altmeister dieses Bereichs, der früher in Salzburg tätig gewesene *Wilhelm Messerer*; dieser Beitrag war auch seine letzte wissenschaftliche Arbeit vor seinem unerwartet frühen Tod. Mit der bildenden Kunst und den einzelnen Bau- und Kunstdenkmälern befaßte sich schließlich noch der Mitherausgeber *Walter Brugger*; auch seine Ausführungen bringen für den Nicht-Fachmann einige überraschende Details.

Damit liegt uns ein Werk vor, an dem sehr vieles zu bewundern ist: die ungeheure Arbeitsleistung von Herausgebern und Autoren, von denen sich der Rezensent zum Teil selbst ein Bild machen konnte, und vor allem die wissenschaftliche Aussagekraft und die Qualität ihrer Ergebnisse, die für lange Zeit gültig bleiben werden. Daß daneben auch der Ausstattung mit Karten und Grafiken, vor allem aber durch hervorragendes Bildmaterial – unter anderem vom bekannten Fotografen *Oskar Anrather* – besonderes Augenmerk geschenkt wurde, ist ebenfalls äußerst positiv zu vermerken und wird sicher zur Akzeptanz beitragen. Negativ aber erscheint vor allem die Unhandlichkeit des Buches, das an „tonnenschwere“ Ausstellungskataloge aus München und Stuttgart gemahnt und die Benützbarkeit wirklich erschwert. Wäre eine weitere Band-Unterteilung nicht sinnvoller gewesen, auch wenn dadurch Mehrkosten angefallen wären? Vermissen wird man bei einem derart umfangreichen Band auch ein Register, das leider erst mit dem dritten und letzten Band erscheinen soll. Nicht nur deswegen aber wird man auf die folgenden Berchtesgaden-Bände gespannt sein dürfen. Hoffentlich kann das qualitätsvolle Niveau in Form und Inhalt bis zum Schluß durchgehalten werden.

Reinhard R. Heinisch

Josef Breinbauer, Otto von Lonsdorf. Bischof von Passau 1254–1265. Böhlau Verlag, Köln–Weimar–Wien 1992 (= Passauer Historische Forschungen 6). 484 S.

Der Autor bietet in einer übersichtlichen Gliederung eine umfassende Darstellung dieses wohl bedeutendsten Passauer Bischofs im Mittelalter. In vier Hauptteilen werden zunächst biographische Einzelheiten über Otto von Lonsdorf und sein Geschlecht geboten, dann seine Beziehungen als Bischof zu seinen territorialen Nachbarn beleuchtet. In den beiden folgenden Hauptteilen werden seine Aktivitäten als weltlicher Landesherr und seine kirchlichen Funktionen als Diözesanvorstand untersucht. Das Buch wird von einem sehr ausführlichen Anhang geschlossen. Zunächst werden in einem Abschnitt die auf Otto von Lonsdorf bezüglichen Urkunden abgedruckt, die im allgemeinen bis jetzt nur in Regesten zugänglich waren. Es folgt ein zweiter Teil mit vier Listen. Die erste umfaßt alle urkundlichen Erwähnungen Ottos bis zur Wahl bzw. Weihe. Die zweite Liste faßt die annalistischen Quellen zur Wahl Ottos zusammen, die dritte alle Urkunden Ottos bis zum Linzer Vertrag, die vierte folgerichtig jene Urkunden vom 23. April 1257 bis 1260. Der Anhang wird schließlich durch eine Stammtafel der Lonsdorfer beschlossen. Selbstverständlich ist dem Buch ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Register der Orts- und Personennamen beigegeben. Zu dem Register wäre zu sagen, daß es uns leider die Nachteile, die ein Computerregister haben kann, vor Augen führt. Im Ortsnamenregister wird kein einziger Ort identifiziert, so daß schon sehr gute lokale Kenntnisse vonnöten sind, den richtigen Ort zu finden.

Der Autor kommt durch eine sehr genaue Interpretation der Quellen tatsächlich über die doch relativ zahlreichen Arbeiten zu dem Thema hinaus. In manchen Fällen kann er Fehlinterpretationen der Quellen nachweisen und kommt so zu neuen Ergebnissen. Beispielsweise erlaubt Otto in einer Urkunde den Minoriten in Regensburg, in der Diözese „supra Pataviam“ die Beichte abzuheören und zu predigen. Aufgrund eines fehlerhaften Regestes in den Monumenta Boica wurde bis jetzt angenommen, daß Bischof Otto damals den Minoriten Predigt und Beichte in der ganzen Diözese Passau erlaubt hat. So kam die Forschung zu dem Schluß, daß Otto von Lonsdorf besonders minoritenfreundlich war. In Wirklichkeit scheint er diesem Bettelorden mit großer Reserviertheit gegenüber gestanden zu sein (S. 346).

Für Salzburg ist interessant, daß die Nennung Otto von Lonsdorfs als Archidiakon von Mattsee aus keiner authentischen Quelle stammt und vom Autor daher abgelehnt wird (S. 21). Auch der Salzburger Kirchenstreit und die Rolle des Passauer Bischofs wird ausführlich dargelegt (S. 105).

Manchmal ist es fast rührend zu beobachten, wie der Autor bemüht ist, seinen „Helden“ von Verdächtigungen reinzuwaschen. So zweifelt er an, daß der gefälschte Lehnensrevers von Herzog Friedrich II. für das Bistum Passau von Otto von Lonsdorf veranlaßt worden wäre (S. 75 ff.). M. E. läßt aber die Beweisführung des Autors keine endgültigen Schlüsse zu.

Besonders interessant scheint mir die Darstellung der Beziehung des Passauer Bischofs zu Ottokar von Böhmen. Der Autor wird vor allen Dingen der Person Ottokars gerecht, der sonst gerne ausschließlich aus habsburgischer Sicht gesehen wird.

Bei der ausführlichen Darlegung der inneren weltlichen Angelegenheiten der Diözese wäre es wünschenswert gewesen, den passauischen Besitz in einer Karte darzustellen. Die Orientierung wäre dann leichter.

Auf jeden Fall muß man festhalten, daß der Autor den passauischen Bischof Otto von Lonsdorf von allen Seiten beleuchtet hat, ja sogar versucht, ihn zu durchleuchten. Seine sehr gründliche Quellenarbeit hat ihn bei diesem Unterfangen erfolgreich unterstützt, so daß nun eine Biographie dieses Passauer Bischofs vorliegt, die kaum noch Wünsche offenläßt.

Christine E. Janotta

Hugo A. Braun, Das Domkapitel zu Eichstätt von der Reformationszeit bis zur Säkularisation (1535–1806). Verfassung und Personalgeschichte (= Beiträge zur Geschichte der Reichskirche in der Neuzeit, Bd. 13). Stuttgart 1991. 615 S.

Die gegenständliche Arbeit ist die teilweise veränderte Fassung einer Dissertation, die von der Theologischen Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt im Sommersemester 1983 angenommen wurde und nunmehr auch im Druck vorliegt. Wer die kleine Bischofsstadt an der Altmühl kennt, weiß, daß Eichstätt zahlreiche Parallelen zu Salzburg aufzuweisen hat, auch wenn es zu einem anderen Metropolitanbereich, nämlich Mainz, gehörte. Gleich Salzburg ist Eichstätt von einer Festung überragt, es gibt dort die vom Salzburger Nonnberg aus besiedelte Benediktinerinnen-Abtei St. Walburg, die Bischofsstadt ist ähnlich Salzburg eine Barockstadt mit vielen Kirchen und Domherren-Palais, und nicht weniger als 27 der Eichstätter Domherren waren im oben angeführten Zeitraum zugleich auch Angehörige des Salzburger Domkapitels. Aus vielfachen Gründen darf also diese Dissertation das Interesse auch eines Salzburger Lesers beanspruchen.

So wie man in Salzburg bemüht war, eine Majorisierung durch Bayern oder Österreich zu verhindern und daher Domherren aus dem entfernten Trentino zu einer besonders einflußreichen Gruppe werden konnten, so versuchte Eichstätts Domkapitel, eine Majorisierung durch bayerische Adelige bzw. das Haus Wittelsbach zu verhindern, indem im dortigen Kapitel vor allem schwäbische und fränkische Adelsgeschlechter sich besonders ausbreiten konnten. Aber insbesondere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam, begünstigt durch das Erzhaus Österreich, eine Gruppe vor allem steirischer Adelige, die auch Salzburger Domherren waren, zu Kanonikaten in Eichstätt. So begann der Salzburger Erzbischof Sigmund Christoph Graf von Schrattenbach seine kirchliche Karriere in Eichstätt, wo er einen eigenen Kanonikahof hatte und auch die Diakonats- und Priesterweihe empfing. Ungeachtet der ausgezeichneten Dissertation über Schrattenbach von Ulrich Salzmann erfährt der Leser aus Eichstätter Quellen eine Reihe unbekannter Details zum Leben dieses Salzburger Kirchenfürsten der Mozartzeit. Erzbischof Schrattenbach, der, wie Braun ausführt, u. a. 6000 fl zur Dotation der neu zu errichtenden Pfarrei Rupertsbuch bei Eichstätt gestiftet hat, gilt überdies – was hier nachgetragen werden darf – auch als Stifter der dortigen St.-Anna-Bruderschaft, die er als Salzburger Erzbischof dotierte und deren Hauptfest am 26. Juli auch heute noch unter großer Feierlichkeit vom ganzen Dorf begangen wird. Die Eichstätter Archivalien geben z. B. ebenso Auskunft über die zahlreiche Wallfahrten Schrattenbachs auch in seiner Zeit als Salzburger Erzbischof und bestätigen dessen schon von Franz Martin festgestellten Ruf großer persönlicher Frömmigkeit. Schrattenbach hat bezeichnenderweise das Eichstätter Kanonikat, und zwar in der Dignität eines Domscholasticus, auch als Salzburger Erzbischof beibehalten.

Auch über zwei weitere Salzburger Erzbischöfe, nämlich den zum Erzbischof Erwählten Herzog Ernst von Bayern (1540–1554) bzw. Max Gandolf von Kuenburg (1668–1687), sind wegen ihrer Zugehörigkeit zum Eichstätter Domkapitel bisher unbekannte Angaben aus Brauns Arbeit zu entnehmen, desgleichen über den Chiemseer Bischof Johann Sigmund Graf von Kuenburg (1709–1711). Aber auch andere bedeutsame Mitglieder des Salzburger Domkapitels, wie Marquard von Freiberg († 1624), dessen Wappen an der Außenseite des nunmehr für die Universität restaurierten Wappensaals des Palais Salm-Firmian angebracht ist, wie auch

der wichtige Diplomat Johann Dietrich Graf von Muggenthal († 1677), der fünffache Dompropst Marquard von Stain († 1559), der Salzburger Domdekan bzw. -propst Johann Krafft von Weittingen († 1593), der spätere Regensburger Bischof Adam Lorenz Graf von Törring († 1666) oder der Salzburger Dompropst Eberhard von Hürnheim, der später Bischof von Eichstätt wurde (1552–1560), stellten als Domherren eine Verbindung zwischen der Salzach-Metropole und der zur Mainzer Metropole gehörenden Bischofsstadt an der Altmühl dar, zu denen sich noch viele andere, nicht minder interessante Persönlichkeiten – insgesamt deren 27 – gesellen. Anzumerken ist hier allerdings, daß die von Braun angeführte Teilnahme des Grafen Johann Dietrich von Muggenthal als Gesandter an den Friedens-Traktaten von Münster 1648 auf einem Irrtum des auch sonst nicht sehr zuverlässigen Gewährsmanns Johann Gottfried Biedermann beruht (Heinisch). In Brauns Arbeit werden Kurzbiographien von insgesamt nicht weniger als 349 Domherren vorgelegt, von denen 154 überwiegend der Reichsritterschaft der süd- und südwestdeutschen Reichskreise entstammten, so daß diese Arbeit auch hervorragende Informationen überhaupt über den Adel Süddeutschlands bietet.

Braun ist bei seiner Arbeit mit großer Akribie vorgegangen, sein umfangreiches Werk zeichnet sich durch eine Fülle wertvoller Informationen wie durch größte Genauigkeit und Zuverlässigkeit aus. Nicht nur die Persönlichkeit der Domherren, auch ihre Herkunft und ihr Werdegang sind reich dokumentiert. Dazu tritt eine eingehende Darlegung der Struktur des Eichstätter Domkapitels. Bemerkenswert ist hier das päpstliche Recht der Besetzung der Dompropstei, eine Gefahr, die das Salzburger Domkapitel abzuwenden mußte. Während aber die Salzburger Dompropste schon seit 1230 das Recht des Gebrauchs der Pontificalien hatten, blieb die Infel den Eichstätter Dompropsten versagt. Wie in Salzburg hatte der Dompropst zwar den Ehrenvorrang vor allen anderen Domherren, die Leitung der Sitzungen und des Kapitels lag aber in den Händen des Domdekans. Ebenso werden die Aufgaben und Befugnisse der übrigen Dignitäre (Scholasticus, Cantor, Custos und Cellerarius) und die Art der Besetzung dieser Dignitäten wie die der übrigen Ämter und Würden ausführlich geschildert. Dies erinnert daran, daß für Salzburg eine vergleichsweise Darlegung noch immer ein schmerzlich vermißtes Desiderat darstellt. Eine solche ausständige Studie würde im Vergleich mit deren Domkapiteln, von denen nicht wenige (Augsburg, Bamberg, Basel, Brixen, Köln, Konstanz, Münster, Trier und nunmehr Eichstätt) bereits eine wissenschaftliche Bearbeitung erfahren haben, interessante Rückschlüsse erlauben. So hatte z. B. in Eichstätt nahezu ein Drittel der Domherren, die zu drei Vierteln reichsritterschaftlichen Familien entstammten, durch päpstliche Provision das Kanonikat erlangt; eine solche Einflußnahme konnte die römische Kurie gegenüber dem hochadeligen Salzburger Domkapitel nicht erlangen.

Sonst aber waren zahlreiche Parallelen zwischen den beiden Domstiften gegeben, wobei das Salzburger Kapitel in manchen Punkten, z. B. dem ersten Residenzjahr der Domherren, strengere Maßstäbe angelegt und zum Teil, wie etwa beim Studium, höhere Ansprüche gestellt zu haben scheint; andererseits gab es im Eichstätter Domkapitel eine eigene Professorenpründe für die im Bistum gelegene Universität Ingolstadt, wenngleich die adeligen Eichstätter Domherren ihre professoralen, nichtadeligen Kollegen keineswegs als gleichrangig anerkannten. Das Salzburger Domkapitel hat das vor allem von Bayern im 16. Jahrhundert herangetragene Ansinnen nach hiesigen Professorenpründen hingegen von vornherein erfolgreich abgewehrt. In dem Bestreben, an der Regierung des bischöflichen Landesfürsten mitzuwirken, waren sich allerdings die Domkapitel in Eichstätt und Salzburg wieder gleich, doch war im Erlangen von hohen und höchsten kirchlichen und weltlichen Ämtern und Würden naturgemäß das hochadelige Salzburger Domkapitel weit erfolgreicher.

Die aner kennenswerte Darstellung des Eichstätter Domkapitels mit seinen zahlreichen Domherren-Kurzbiographien weist auf das dringende Erfordernis einer entsprechenden modernen Darstellung des neuzeitlichen Salzburger Domkapitels hin, da Hans Wagner und Herbert Klein ihre maßgebliche Darlegung des Salzburger Domkapitels auf das mittelalterliche Kapitel beschränkten, und die Erstellung der Domherren-Studie von Johann Riedl immerhin schon 125 Jahre zurückliegt. Was für Salzburg noch ausständig ist, liegt für Eichstätt nunmehr in mustergültiger Weise vor, nämlich eine gediegene Darlegung des adeligen Domkapitels des 16. bis 18. Jahrhunderts, dessen Mitglieder das Erscheinungsbild ihrer Bischofsstädte, in Eichstätt wie in Salzburg, in nicht unwesentlicher Art mitgeprägt haben. Johann Sallaberger

Martin Dallmeier und Monika Ruth Franz (Bearb.), *Bayerisches Hauptstaatsarchiv: Kurbayern Hofkammer Hofanlagsbuchhaltung* (= Bayerische Archivinventare Heft 44). München 1992. 459 S.

Mit diesem 44. Heft der Bayerischen Archivinventare veröffentlicht das Bayerische Hauptstaatsarchiv erstmals ein Bestandsinventar einer kurbayerischen Zentralbehörde. Besonders hervorzuheben ist, daß es sich hier um die Wiederherstellung eines im 19. Jahrhundert zerrissenen Teilbestandes der Hofkammer, eben der Hofanlagsbuchhaltung, handelt. Dieser Bestand, der zum Zweck der effektiveren Steuereintreibung im Herzogtum bzw. Kurfürstentum Bayern angelegt wurde, brachte erstmals eine einheitliche Aufnahme aller Güter mit der Angabe der jeweiligen Grundherrschaft, der Hofgröße, der Hofbesitzer und der Steuerleistung mit sich.

Der Bestand der Hofanlagsbuchhaltung gliedert sich in vier Hauptserien. Die erste Gruppe umfaßt ältere Güter- und Scharwerksbeschreibungen (131 Bde.) – vor allem aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts –, die durch die Umwandlung des üblichen Scharwerks in fixe jährliche Geldzahlungen notwendig geworden sind. Die nächste große Hauptreihe bilden die in den Jahren nach 1752 von den jeweiligen Gerichten angelegten Güterkonskriptionen (141 Bde.), die die einzelnen Güter nach einheitlichem Formular beschreiben. Die dritte große Abteilung bilden die Hofanlagsbücher (298 Bde.), die vor allem die von der Landesherrschaft geforderten fünf Hofanlagen (Fourage-, Vorspann- und Herdstättenanlage, Ordinari- und Jagdscharwerk) in fixen Geldbeträgen verzeichnen. Die letzte Gruppe bilden die sogenannten Landtafeln (5 Bde.), die zur Darstellung der einzelnen Hofmarken samt ihren einschichtigen Gütern und Pertinenzen dienten. Von dieser Serie sind aber nur spärliche Reste erhalten geblieben.

Das Inventar der Hofanlagsbuchhaltung ist innerhalb der Gruppen jeweils nach Pfliegerichten gegliedert. Weiters wird für jeden Band der Beschreibungen die Abfassungszeit, die Gesamtblattzahl sowie die Untergliederung nach Ämtern, Hofmarken und Sitzen mit Anführung der Inhaber und der Folienzahl geboten. Mit der Erwähnung eines eventuell vorhandenen Index wird jeder Band erschöpfend beschrieben. Dieses übersichtliche Inventar wird noch durch eine fachkundige Einleitung von Archivdirektor Dr. Joachim Wild bereichert. Ein ausführliches und aufschlußreiches Orts- und Personenregister sowie eine Konkordanz der jetzt gültigen mit den alten Archivsignaturen rundet diese Publikation ab.

Auch bezüglich der Salzburger Geschichte bietet dieses Inventar viele interessante Informationen, da diese systematischen Besitzaufnahmen der 50er und 60er Jahre des 18. Jahrhunderts auch die erstiftischen Güter und Untertanen im Voit- und Propstgericht Mühlendorf sowie die übrigen einschichtigen Salzburger Liegenschaften im Kurfürstentum Bayern (in den Pfliegerichten Kling, Kraiburg, Mörmosen und Neuötting) verzeichnen. Durch die Einheitlichkeit der Anlage der einzelnen Serien bieten sich erstmals ideale Ansätze für statistische Auswertungen.

Hubert Schopf

Gerhard Ammerer, Josef Lemberger, Peter Oberrauch, Vom Feudalverband zur Landwirtschaftskammer. Agrarische Kooperations- und Organisationsformen in Salzburg vom Beginn der Neuzeit bis heute. Schriftenreihe des Landespressebüros, Serie „Salzburg Dokumentationen“ Nr. 106, hg. von Roland Floimair. Salzburg 1992. 490 S., 48 Abb.

Wenn vor der Würdigung der Beiträge dieser inhaltsreichen Dokumentation dem Herausgeber gedankt wird, so nicht nur deswegen, weil in der Schriftenreihe des Landespressebüros nach den Studien über die Arbeitnehmervertretung (Kammer für Arbeiter und Angestellte) 1981 und die Arbeitgebervertretung (Kammer der gewerblichen Wirtschaft) 1984 nunmehr auch die Geschichte der bäuerlichen Interessenvertretung (Kammer für Land- und Forstwirtschaft) vorliegt, sondern auch, weil er zur Bearbeitung – oder sollte man sagen Bändigung – des weitverstreuten Stoffs hervorragende junge Fachleute herangezogen hat. Da ist vor allem *Gerhard Ammerer* zu nennen, dem der erste, weitaus umfangreichste Teil mit dem Titel „Vom Feudalverband zum Reichsnährstand. Formen bäuerlicher Organisation von der Schwelle des frühmodernen Staates bis zum Zweiten Weltkrieg – ein Überblick“ (S. 15–242) anvertraut ist. Ammerer bietet nämlich keineswegs nur einen Überblick, sondern in einer ungemein kompri-

mierten Darstellung eigentlich schon eine Geschichte des Salzburger Bauerntums vom Ausgang des Mittelalters bis in die Gegenwart, an der künftig jede agrargeschichtliche Arbeit in Salzburg zu messen sein wird.

Ammerer ist nicht nur Historiker, sondern auch Jurist und daher besonders geeignet, die Formen „privater“ und „öffentlich-rechtlicher“ Zusammenschlüsse der Landbevölkerung zur Durchsetzung ihrer Standesinteressen zu erkennen. Er subsumiert zunächst im I. Kapitel seines Beitrags unter dem von Peter Blickle eingeführten Begriff „Kommunalismus“ die neben den vertikalen Bindungen der bäuerlichen Bevölkerung (Feudalismus) in Erscheinung tretenden horizontalen Bindungen (Gemeinde) und bringt im 1. Abschnitt, „An der Schwelle zur frühen Neuzeit – Genossenschaftliche Organisation im 15. und 16. Jahrhundert“, mit dem Untertitel 1.1. „Die Gemeinde im Feudalismus I“ Beispiele für politisch-administrative Gemeindeverbände, wie sie zwar nicht als Dorfgemeinde, wohl aber in der Gerichtsgemeinde mit ihren Unterabteilungen (Riegaten, Rotten, Kreuztrachten usw.) zu fassen sind, worauf ja schon Fritz Koller hingewiesen hat. Vom Standpunkt einer kulturgeographischen Siedlungsforschung aus wird man ergänzen können, daß natürlich jede Art von Selbsthaftigkeit zu nachbarschaftlichen Bindungen und zu gemeinsamem Handeln (etwa bei Waldrodungen oder agrargemeinschaftlichen Weidenutzungen) führt. Die auf S. 20 genannte Bevölkerungszahl wäre für das Territorium des heutigen Bundeslandes auf 80.000 bis 89.000 zu reduzieren.

Im Untertitel 1.2., „Auf dem Weg zum 4. Stand?“, hebt Ammerer die 1543 ihrem Höhepunkt zustrebende faktische Landstandschaft der Bauern hervor, im Untertitel 1.3. geht er mit der provokanten Frage „Der Salzburger Bauernkrieg 1525/26 – ein Bauernkrieg?“ den Urhebern und den Folgen des Bauernkriegs nach, nicht ohne den Wunsch nach einer Neubewertung seiner Ursachen, Ziele und Ergebnisse deutlich zu artikulieren.

Im 2. Abschnitt, „Der Bauer im frühmodernen Staat“, ist der Untertitel 2.1. „Absolutismus und Agrarrevolution“ überschrieben, wobei der Weg des Landesherrn zum souveränen Gesetzgeber beispielhaft aufgezeigt, aber auch auf die ersten Maßnahmen zur Hebung des agrarischen Fortschritts, auf die Verknappung der landwirtschaftlichen Nutzfläche, die Aufteilung der gemeinen Frei und natürlich auf die Folgen der Großen Emigration hingewiesen wird. Im Untertitel 2.2. „Die Gemeinde im Feudalismus II – staatliches Element und Basis kollektiven Verhaltens“ wird der Weg der ursprünglich teilautonomen Gemeinde zum untertänigen Gemeinwesen nachgezeichnet, dessen Machtstellung gleichwohl beträchtlich war, wenn es um „Öffentliche Funktionen“ (2.2.1., z. B. Einteilung der Robotleistungen, Armenwesen, Feuerbeschau, Petitionsrecht) oder um den „Bäuerlichen Widerstand“ (2.2.2.) ging, der am Beispiel der Zillertaler Bauernunruhen am Ende des Dreißigjährigen Kriegs und am Goldegger Mautstreit des 18. Jahrhunderts demonstriert wird.

Im II. Kapitel, „Von der Stagnation zum organisatorischen und politischen Aufbruch“, spricht Ammerer im 1. Abschnitt unter der Frage „Agrarrevolution oder Rückständigkeit?“ die Entwicklung der Landwirtschaft im Vormärz an, wobei er auf die Bedeutung des Franziszeischen Katasters als erstrangiger wirtschaftsgeschichtlicher Quelle hinweist, aber auch die Einführung neuer Kulturpflanzen (Kartoffel), die Bedeutung der Egartwirtschaft, die viehwirtschaftliche Nutzung der Brache anspricht. Im 2. Abschnitt trägt er das gesamte Material über die „Grundentlastung und ihre Folgen“ zusammen, setzt sich mit der Durchführung der Grundablöse (2.1.) auseinander und hebt im „Kampf um Wald und Weide“ (2.2.) das bauernfreundliche Wirken des Kreisbeamten Franz Peitler hervor. Unter dem Titel „Die Grundfeste des freien Staates ist die freie Gemeinde“ (2.3.) wird die Neuordnung des Gemeinwesens vom Zirkular des 2. Dezember 1824 bis zum Reichsgemeindengesetz vom 5. März 1862 behandelt.

Im 3. Abschnitt, „Die Liberalisierung des Agrarrechtes und die Entwicklung der Landwirtschaft (bis zum Ersten Weltkrieg)“, kommt dem Hinweis, daß sich das überlieferte Anerbenrecht trotz des Landesgesetzes vom 22. Oktober 1868 über die Freiheit des Verkehrs mit Grund und Boden behauptete, besonderes Gewicht zu. Die Modernisierung der Landwirtschaft setzte sich in dem durch den Bau der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn begünstigten nördlichen Landesteil eher durch, während in den Gebirgsgauen durch die Einstellung der Montanbetriebe ein Rückschlag zu verzeichnen war. Interessant ist auch die Bemerkung über die Förderung der Seidenerzeugung, die dem Rezensenten eine Familienüberlieferung ins Gedächtnis

ruft, wonach sein Urgroßvater als Mitglied der Landwirtschaftsgesellschaft um 1860 in Taxach bei Hallein Maulbeerbäume angepflanzt hatte.

Im 4. Abschnitt schildert Ammerer „Die k. k. Landwirtschaftsgesellschaft und die Anfänge des landwirtschaftlichen Schulwesens“, wobei die Wirkung der Gesellschaft vielleicht doch etwas unterschätzt wird, zählte sie doch unter ihrem nachmaligen Präsidenten Georg Lienbacher um 1892 immerhin 4300 Mitglieder in 46 Filialen. Die Verdienste der Wanderlehrer Gierth und Losert werden mit Recht gewürdigt.

„Der politische Aufbruch der Bauernschaft“ ist Gegenstand des 5. Abschnitts, in dem der Katholisch-politische Volksverein (5.1.), der (deutsch-nationale) Salzburger Bauernverein (5.2.), der von Georg Lienbacher gegründete und später zur „Mittelpartei“ gewordene Agrarverein (5.3.), die Landagitation der Sozialdemokraten (5.4.) und der zur Herausbildung der Christlichsozialen Partei maßgeblich beitragende Katholische Bauernbund (5.5.) behandelt werden.

Der 6. Abschnitt ist dem „Genossenschaftswesen“ gewidmet, das von der Raiffeisenidee seinen Ausgang nahm (6.1.) und dessen Grundgedanken auch in weiteren genossenschaftlichen Instrumenten (6.2.) etwa zur Förderung der Viehzucht, zur Vermarktung landwirtschaftlicher Produkte oder in Wasser- und Lichtgenossenschaften sichtbar sind.

Das III. Kapitel überschreibt Ammerer „Bauernbünde, Kammersystem, Reichsnährstand“. Er behandelt im 1. Abschnitt die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs, den Arbeitskräfte- und Futtermangel (1.1.), die Organisation der Lebensmittelversorgung (1.2.), die Radikalisierung der Bauern und ihrer Interessensvertreter (1.3.), von der nicht nur die Sozialdemokratie profitierte, sondern auch die Landwirtschaftsgesellschaft, der im Krieg sechs neue Filialen zuwuchsen. Der 2. Abschnitt dieses Kapitels ist der Ersten Republik gewidmet, die nach der anfänglichen Nahrungsmittelnot (2.1.) in eine Stabilisierungsphase (2.2.) eintrat, die jedoch infolge des Preisverfalls landwirtschaftlicher Produkte in eine Agrarkrise (2.3.) mit vielen Versteigerungen mündete, der man durch einen verstärkten Ausbau des Genossenschaftswesens (2.4.) zu begegnen suchte. Als neue politische Kraft entstand 1919 der Deutschfreiheitliche Salzburger Bauernbund (2.5.), der 1922 im Landbund für Österreich aufging. 1924 wird der Salzburger Landeskulturrat als Körperschaft öffentlichen Rechts (unter Ausschluss der Land- und Forstarbeiter) konstituiert (2.6.), der die traditionsreiche Landwirtschaftsgesellschaft ablöste. 1929 wurde der Verband der christlichen Land- und Forstarbeiter Salzburgs (2.7.) gegründet, der 1949 als Landarbeiterkammer öffentlich-rechtliche Qualität erhielt. Im Ständestaat der Verfassung vom 1. 5. 1934 entstand schließlich die Berufskörperschaft „Salzburger Bauernbund“ (2.8.), dem die Selbstverwaltung der berufseigenen Angelegenheiten der Land- und Forstwirtschaft übertragen war. An die Stelle des Landeskulturrats trat 1936 die Landwirtschaftskammer.

Im 3. Abschnitt erinnert Ammerer unter der Überschrift „Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg“ zunächst an die politische Situation im Ständestaat, an Heimwehr und Vaterländische Front, aber auch an die bereits 1921 durchgeführte Anschlußabstimmung, um dann unter dem Titel „Blut und Boden“ (3.1.) den Anschluß des Jahres 1938 und die ideologischen Bemühungen zu beschreiben, mit denen man der Landflucht entgegenzutreten und die landwirtschaftliche Produktion ankurbeln wollte. Der Reichsnährstand (3.2.), seine Organisation, sein Instrumentarium und seine Aktivitäten werden sachlich dargestellt. In den Untertiteln „Der Mensch“ (3.2.1.), „Der Hof“ (3.2.2.) und „Der Markt“ (3.2.3.) charakterisiert Ammerer das sehr bald in den Dienst der Kriegsernährungswirtschaft gestellte Wirken des Reichsnährstandes, das Reichserbhofgesetz, die Entschuldungsaktion, die Mechanisierung, Landjahr und Landdienst (hier wäre der Einsatz des weiblichen Arbeitsdienstes nachzutragen) und schließlich den Einsatz der Kriegsgefangenen, der nicht zuletzt dazu beitrug, daß die Landwirtschaft „vor deren Schicksal im Ersten Weltkrieg bewahrt“ blieb.

Alles in allem: Der Historiker und Jurist Ammerer zeichnet in seinem Beitrag unter Auswertung der ungedruckten Quellen und der gesamten Literatur – ihr Verzeichnis umfaßt allein 33 Seiten – ein zuverlässiges Entwicklungsbild der bäuerlichen Organisationsformen Salzburgs in der Neuzeit, das vielleicht in einzelnen Zügen ergänzt, in seiner Struktur aber kaum verändert werden kann. Vielleicht wäre ein verstärkter Hinweis auf die Geschichte des ländlichen Schulwesens und auf das Bildungsniveau des Bauernstandes wünschenswert gewesen,

das letzten Endes die Voraussetzung für eine erfolgreiche Teilnahme am öffentlichen Leben darstellt. Vielleicht gelingt einmal der Einblick in die Privatbibliothek eines bäuerlichen Standesvertreters etwa um 1860, und vielleicht würden sich darin sogar Schriften von Wilhelm Heinrich Riehl finden, die man im Literaturverzeichnis Ammerers vermißt, obwohl Riehls Klage, daß der Quellenwert der Sachzeugnisse in Haus, Hof und Gerät von der historischen Forschung zu wenig beachtet wird, auch heute noch gilt. Dennoch werden nicht nur Historiker, sondern auch Volkskundler, Geographen und Kulturosoziologen Gerhard Ammerer für die grundlegende Arbeit Dank wissen.

Im 2. Teil der Dokumentation analysiert *Peter Oberrauch* unter der Überschrift „Vom Reichsnährstand zur Kammer für Land- und Forstwirtschaft. Ein Überblick zur rechtlichen Konstituierung“ (S. 243–264) die Landwirtschaftskammer als regional gegliederten Wirtschaftsverband einerseits und als Funktions- und Verwaltungsapparat andererseits, dessen vertikale und regionale Gliederung weitgehend aus dem System des Reichsnährstandes übernommen wurde. Die bundes- und landesgesetzlichen Grundlagen für die Wiedererrichtung der Kammer werden ausführlich dargelegt, ebenso die territoriale und fachliche Gliederung, Kompetenzstruktur, Organe, Finanzierung und Wahlordnung bis zur Problematik der Präsidentenkonferenz.

Im 3. Teil, „Die Salzburger Landwirtschaftskammer von 1945 bis 1992. Politik und Wirtschaft“ (S. 265–354), gibt *Josef Lemberger* an Hand der Kammerstatistik einen interessanten Überblick über die parteipolitische Zusammensetzung der Vollversammlung als Hauptorgan der Kammer von der ersten Wahl 1950 bis zur Wahl 1990, wobei sich seit 1970 erstmals auch Frauen unter den Mandatären finden. Er führt sodann im Sinn des Grünen Berichts in die aktuelle Lage der Salzburger Agrarwirtschaft ein (Förderungsmaßnahmen, Produktionsstruktur, maschinelle Ausstattung, Bautätigkeit, Subventionen, Einkommen) und zeigt den Rückgang der bäuerlichen Bevölkerung auf, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung des Landes im Jahr 1990 nur noch 5,9% betrug. Lemberger geht auch auf die soziale Lage der Bäuerinnen ein und schließt seinen informativen Beitrag mit einem eher skeptischen Ausblick auf die Folgen eines EG-Beitritts.

Die kurzgefaßten Lebensläufe der Präsidenten und Direktoren der Salzburger Kammer für Land- und Forstwirtschaft von 1945 bis 1992 bilden den Abschluß der Dokumentation, die mit den sorgfältig gearbeiteten Anmerkungsteilen, dem umfangreichen Literaturverzeichnis und Bildnachweis ihren Wert auch in Zukunft behalten wird.

Kurt Conrad

Josef Wysocki, Leben im Berchtesgadener Land 1800–1990. Bischofswiesen–Berchtesgaden 1991. 512 S., ca. 500 meist farbige Abb., Karten und Grafiken.

Schenkte man seitens der Geschichtsforschung dem Raum des Berchtesgadener Landes und dem ehemals salzburgischen „Rupertiwinkel“ lange Zeit kaum Beachtung, so rückt erfreulicherweise in jüngster Zeit das Interesse an der überaus reichen historischen Vergangenheit jener Region verstärkt in den Vordergrund. Unter diesen neuen Ansätzen bietet das von der „Sparkasse Berchtesgadener Land“ geförderte Buch des bekannten Salzburger Wirtschaftshistorikers DDr. Josef Wysocki – *Leben im Berchtesgadener Land 1800–1990* –, welches ursprünglich als Jubiläumsschrift zum 150jährigen Bestehen der regionalen Sparkasse konzipiert war, eine außerordentlich wertvolle Bereicherung. Deshalb scheint auch an dieser Stelle ein ausführlicher Hinweis angebracht, zumal das Werk im Buchhandel nicht erhältlich ist, sondern lediglich bei den Zweigstellen der Sparkasse Berchtesgadener Land erworben werden kann.

Wurde auch für die gesamte Darstellung als Schwerpunkt das Gebiet des „Landkreises Berchtesgadener Land“ gewählt, wie es erst mit den Gebietsreformen der 1970er Jahre neu entstanden war – also auch Teile des ehemaligen Landkreises Laufen –, so ist dadurch der Blick auf frühere Verhältnisse nicht verstellt. Bereits eine ausführliche „Eröffnungsbilanz“, die die naturräumlichen, politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen vorstellt, macht das unterschiedliche historische Potential deutlich. Setzte sich doch jene einstige südöstliche Region des „Isarkreises“ (1808/16) aus ehemals altbayerischen und salzburgischen Gebieten und dem gesamten Territorium der Fürstpropstei Berchtesgaden zusammen. Demgemäß wa-

ren auch die althergebrachten Wirtschafts- und Erwerbsstrukturen unterschiedlich geprägt: Salzgewinnung, Holzhandwerk, Landwirtschaft, Handel und Verkehr, und dabei besonders die Salzschiffahrt, bedingten die verschiedenen Ausrichtungen und „Einkommensfelder“ der räumlichen Zentren Berchtesgaden, Reichenhall und Laufen.

Ausgehend von diesen Ansätzen bietet der Verfasser eine umfassende, ausgewogene Darstellung des 19. und 20. Jahrhunderts, die diese Leitlinie weiterverfolgt. So werden dem Leser zunächst die regionalen Wachstumsschwächen, (vor)industriellen Anpassungsschwierigkeiten und Strukturkrisen deutlich gemacht, wie sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts vehement in Erscheinung traten (Niedergang der Salzproduktion in den Wirtschaftsräumen Berchtesgaden und Reichenhall, personelle Überbesetzung und Krise in der Holzwarenerzeugung, Zusammenbruch der Flußschiffahrt). Die im Gegenzug dazu auftretenden Wachstumsimpulse, die sich durch eine neue ökonomische Ausrichtung jener nur scheinbar entwerteten Fundamente der Regionalwirtschaft abzeichneten, sind das Thema der folgenden Kapitel: Kurbetrieb in Reichenhall (seit 1890 „Bad Reichenhall“), Alpentourismus in Berchtesgaden und der beides bedingende Aufbau des Schienenverkehrs, der zugleich die Grundlage für den Aufstieg von Salzburghofen/Freilassing bot. Die „Modernisierung des politischen und sozialen Systems“ (Reichsgründung 1871, neue Parteien, Wahlergebnisse etc.) steht für den Untersuchungszeitraum bis zur Jahrhundertwende im Vordergrund. Für die Zeit der beiden Weltkriege ist besonders der Mechanismus von Inflation und Massenarbeitslosigkeit einer eingehenden Analyse unterzogen, während Erster Weltkrieg und NS-Zeit eher knapp und mit der nötigen Distanz aufbereitet wurden. Detaillierte Ausführungen sind dagegen den Schwierigkeiten des Wiederaufbaus in den ersten Nachkriegsjahren gewidmet, der von den unterschiedlichsten Seiten (Ausgangssperre, Vergangenheitsbewältigung, Entstehung der Gewerkschaften etc.) beleuchtet und dadurch für manchen Leser in eigener Person nachvollziehbar wird. Ein abschließender Ausblick, der die Frage nach den „Lebenschancen“ innerhalb des fortschreitenden Technisierungs- und Modernisierungsgeschehens unserer Tage stellt, bringt auch die Veränderungen der neuesten Zeit mit ein.

Diese Gesamtentwicklung in eine ansprechende und verständliche Form gebracht zu haben, ist das bedeutsame Verdienst des Autors. Hierbei fällt zunächst auf, daß auf eine Übergeichtung von „Sparkassengeschichte“, wie sie als Jubiläumsveröffentlichung zu erwarten gewesen wäre, verzichtet wurde, sondern die Entstehung und Entwicklung dieser Institute der Deinsvorsorge und Vermögensbildung in den historischen Zusammenhang eingebunden wurde.

Ist die Darstellung insgesamt durch eine präzise inhaltliche Strukturierung gekennzeichnet, so scheint es doch ein besonderes Anliegen des Verfassers, historische Zusammenhänge und Wirkungen über einen größeren Zeitraum verständlich zu machen. Die Schilderung längerwährender Prozesse – beispielsweise die Entwicklung Reichenhalls vom Salinen- zum Kurort, der Gründe für den anhaltenden Konservatismus im Wahlverhalten oder die allmählichen Einflüsse des Tourismus auf soziokulturelle und religiöse Lebensformen des „Berchtesgadener Landes“ – ist bei diesem Werk als besonders gelungen zu bezeichnen. Allgemeine politische Strömungen sowie Werte- und Normenwandel und ihre Auswirkungen auf den untersuchten Raum werden ebenso hinterfragt: „Die Revolution von 1848 fand im ‚Berchtesgadener Land‘ nicht statt“, läßt sich daher als eine der Kapitelüberschriften feststellen. So steht denn auch keine Ereignis-, sondern eine Gesellschaftsgeschichte im Vordergrund, die die Auswirkungen bestimmter überregionaler Entwicklungen auf die Lebensformen der Bevölkerung dieses Gebietes aufzeigen soll. Ernährungssituation, Arbeitswelten, konfessionelle Differenzierungen, Ausbau des Bildungs- und Gesundheitswesens, Freizeitverhalten, Modeerscheinungen als moralische Streitfrage (Hosentracht der Damen! Streit um das „Familienbad“), Veränderungen im Medienwesen u. a. werden daher oft bis ins Detail in ihren Strukturen verfolgt.

Hatte der Autor sich die äußerst schwierige Aufgabe gestellt, alle Bereiche des „Lebens“ in dem von ihm gewählten Gebiet und Zeitraum zur Darstellung zu bringen, so ist ihm dies in hervorragender Weise gelungen. Bietet er doch eine Abhandlung, die nicht nur als wissenschaftlich fundiert, sondern auch als allgemeinverständlich und darüber hinaus sogar als äußerst unterhaltsam bezeichnet werden kann! Was die Wissenschaftlichkeit betrifft, so ist vor

allem die Vielfältigkeit des Quellenmaterials (Statistiken, Zeitungsberichte, Tagebücher, Bild- und Sachquellen, Interviews etc.) herauszustellen, das der Verfasser in jahrelanger, intensiver Archivarbeit auswertete und dadurch neue Wissensbereiche erschließen konnte. Als besonders positiv kann vermerkt werden, daß auch durch genaue Angabe von Zitaten und ein ausführliches Archiv-, Literatur- und Abbildungsverzeichnis dieses Werk wissenschaftlichen Ansprüchen in hohem Maß gerecht wird. Trotz all dieser Fachlichkeit kommt aber die Verständlichkeit nicht zu kurz. Denn auch äußerst komplexe Sachverhalte – politische Strömungen, wirtschaftliche Entwicklungen usw. – werden in anschaulicher Weise präsentiert. Historisches und illustratives Bildmaterial und zahlreiche Einzelbeispiele aus dem Alltagsleben im „Berchtesgadener Land“ tragen dazu ebenso bei und runden die Darstellung ab. Einen Ansatz zur Kritik bietet hierbei lediglich die bisweilen etwas plakative Form der von *Werner Hölzl* gestalteten graphischen Illustrationen. Hier hätte, ohne auf eine ansprechende Aufmachung verzichten zu müssen, durch geringere Informationsfülle und weniger Farbigkeit eine größere Klarheit erzielt werden können. Ebenfalls scheint die Aufteilung des Registers in Orts-, Namen- und Sachregister hier wenig geglückt, da es dadurch z. T. unvollständig angelegt wurde (beispielsweise wurde „Salzsackmanufaktur Schellenberg“ im Namenregister, jedoch nicht unter „Schellenberg“ im Ortsregister aufgenommen u. ä.). Auch hätte durch eine genauere Aufschlüsselung ein leichter Zugriff auf Detailinformationen und eine bessere Benutzung als „Nachschlagewerk“ erzielt werden können (z. B. Bad Reichenhall ohne Vermerk, ab welchem Zeitpunkt der Titel „Bad“ verliehen wurde etc.).

Damit soll jedoch das hohe Niveau dieses sehr ansprechenden und jedem Leser empfehlenswerten Bandes keineswegs in Abrede gestellt werden. Es wäre wünschenswert, daß jenes Werk, das *Für alle, die hier leben!* entstanden ist, auch möglichst vielen Einblick in die Vergangenheit ihres Lebensraums und Anregung zu weiterer Beschäftigung mit dieser interessanten Thematik vermittelt.

Kerstin Hederer

Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs. Bd. 16. Linz 1990. 420 S., mehrere S/W-Abb. und Grafiken.

Der 16. Band der vom Oberösterreichischen Landesarchiv herausgegebenen „Mitteilungen“ (Schriftleitung *Siegfried Haider* und *Georg Heilingsetzer*) beinhaltet acht wissenschaftliche Beiträge, über 30 Rezensionen und ein Sammelreferat (Materialien zur Geschichte der Arbeiterbewegung), wobei im folgenden lediglich auf Themen mit Salzburg-Bezug näher hingewiesen werden soll.

Dem Beitrag von *Rudolf W. Schmidt*, „Die Überlieferung der Ranshofener Traditionen. Vorbemerkungen zu einer künftigen Neuedition“ (S. 5–16), folgt unter dem Titel „Zur inneren Struktur des Augustiner Chorherrenstiftes Ranshofen im Mittelalter“ (S. 17–45) ein Auszug aus der Dissertation von *Hubert Schopf*, der nunmehr als Archivar am Salzburger Landesarchiv tätig ist. Obwohl Ranshofen in der Diözese Passau gelegen war, zählte das Stift zum Salzburger Reformkreis der Chorherrenreform und stand in der Mitte des 12. Jahrhunderts unter einem – später jedoch rasch abnehmenden – starken Salzburger Einfluß. Erzbischof Konrad I. von Salzburg kann als „geistlicher Vater der Gründung“ (S. 19) angesprochen werden. Die Darstellung der inneren Struktur dieses Klosters ist ein wichtiger Teilaspekt der von Schopf in seiner Doktorarbeit (Innsbruck 1985) ausführlich behandelten mittelalterlichen Klostergeschichte, eine Studie, die sich auch zu Vergleichszwecken mit anderen Augustiner-Chorherrenklöstern bestens eignet und es verdienen würde, komplett mit dem Katalog aller Konventsmitglieder publiziert zu werden. Unverständlich erscheint bei diesem Teilabdruck lediglich, daß kein Vollzitat der zugrundeliegenden Arbeit geboten wird.

Der Beitrag „Österreichs älteste Dorfchronik“ (S. 47–64) von *Friederike Grill-Hillbrand* behandelt die sogenannte Chronik von Goisern, die in ihrem Grundbestand gegen Ende des 14. Jahrhunderts zusammengestellt und dann bis 1866 fortgesetzt wurde, wobei auch kurz auf Berichte über Salzburg (S. 54) hingewiesen wird. Es folgen „Oberösterreichische Protestanten in Regensburg. Materialien zur bürgerlichen Immigration im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts“ (S. 65–133) von *Werner Wilhelm Schnabel* und sodann eine ausführliche Studie über „Die Erbhuldigungen der oberösterreichischen Stände 1732–1741–1743“ von *Gustav Otruba*

(S. 135–301). Im Anhang sind die Inhaber der Erbämter und die an den Erbhuldigungen teilnehmenden Personen listenmäßig mit biographischen Angaben zusammengestellt. Unter den Huldigenden findet sich im Ritterstand mit dem Hinweis auf die Salzburger Herkunft seines Geschlechts der salzburgische und passauische Pfleger Anton Moll (1689–1752; S. 274), der Großvater des Naturforschers Karl Maria Ehrenbert von Moll, angeführt, wobei man allerdings bei den Literaturangaben vergeblich einen Hinweis auf Franz Martins „Beiträge zur Salzburger Familiengeschichte“ (hier besonders MGSL 84/85 [1944/45], S. 56–60, über das Geschlecht der Moll) sucht.

Den Abschluß des Sammelbandes bilden die Aufsätze „Die Festung Linz und „Österreichs Wacht am Po“ von *Erich und Friederike Hillbrand* (S. 303–311), „Land in Veränderung: Oberösterreich zur Zeit der Industrialisierung. Zu Aspekten der Wirtschaftsentwicklung, Migration und Urbanisierung im 19. Jahrhundert“ von *Michael John* (S. 313–348) sowie „Das oberösterreichische Gemeinde-Vertretungsgesetz von 1889“ von *Peter G. Mayr* (S. 349–391).

Unter den zahlreichen Rezensionen trifft man auch auf mehrere Salzburger Publikationen (G. Ammerer, E. Hanisch u. F. Zaisberger), wobei die äußerst kleine Druckschrift der Besprechungen deren Lektüre beeinträchtigt. Außer diesem drucktechnischen Manko sind bei dem inhaltsreichen Sammelband lediglich unnötige Druckfehler zu monieren, wie etwa „Erzbis-tum“ Salzburg (S. 21) oder „Zisterzienserabteil“ Raitenhaslach (S. 403). Beim wenig prägnant gestalteten Inhaltsverzeichnis (S. 3) fehlt bereits beim zweiten Beitrag die schließende Klammer der erläuternden Angabe.

Peter F. Kramm l

Guido Friedl, Die Grabendächer. Band 1 der Schriftenreihe „Bauformen der Salzburger Altstadt“, hg. von der Stadtgemeinde Salzburg, Altstadtamt, und von der Landesinnung der Bau-gewerbe Salzburg. Salzburg 1993. 76 S., 107 Abb., 30 Tafeln.

Seit Franz Martin im Führer durch die Kunst und Geschichte Salzburgs (1923) das Wesen des Grabendaches, sein Verbreitungsgebiet und seine eigenständige Herkunft aus dem bäuerlichen Pfettenflachdach richtig erkannt und Max Eberhard Schuster das schöne Buch über das Bürgerhaus im Inn- und Salzachgebiet (1964) geschrieben hat, dem Karl Erdmannsdorfer seine Überlegungen zum innstädtischen und ostalpenländischen Grabendach anschloß, ist zu diesem Thema keine Arbeit mehr erschienen, die sich mit der von Guido Friedl nunmehr vorgelegten Untersuchung messen könnte. Obwohl nämlich in der Bürgerhausforschung über die städtebauliche Bedeutung und Denkmalswürdigkeit des Grabendaches längst Einigkeit herrscht, fehlte es bisher an sorgfältig aufgemessenen Planunterlagen und Bilddokumentationen, ohne die zuverlässige Aussagen über die Entstehung, Entwicklung und Veränderung der Dächer nicht möglich sind. Neben der nach wie vor notwendigen ästhetischen Betrachtung in alten Ansichten bedarf es daher heute in verstärktem Maß der technischen Hausbau- oder Gefügeforschung zur Gewinnung neuer Einsichten. Diese Einsichten vermittelt die Arbeit des Architekten, Kunsthistorikers, freischaffenden Künstlers und Denkmalpflegers Guido Friedl in hervorragendem Maß. Friedl, seit 1992 Bauhistoriker im Altstadtamt, hat in ihr die Ergebnisse seiner im Auftrag dieses Amtes durchgeführten Begehungen von etwa 80 Grabendächern in zeichnerisch exakten Aufmaßplänen und hervorragenden axonometrischen Darstellungen vorgelegt. Ziel der Arbeit war es, im Interesse der denkmalpflegerischen Betreuung der für das Stadtbild so wichtigen, in ihrem Bestand auf nur noch 10% der Alstadtdächer zurückgegangenen Grabendächer „Dachstuhltypen und Konstruktionsmerkmale zu erfassen und mittels ausgewählter Beispiele eine Entwicklungsgeschichte zu versuchen“. Friedl hat dieses Ziel erreicht, indem er nach einer sachlichen Definition der Zweckbestimmung des Grabendaches aus seinem Erhebungsmaterial fünf Dachstuhltypen ableitet und unter Hinweis auf die originalen Beispiele zeichnerisch und z. T. auch fotografisch exakt vorführt, wobei die axonometrischen Gefügedarstellungen und die den Kräfteverlauf veranschaulichenden Diagramme besonders aussagekräftig sind.

Auf die Typenreihe kann in dieser Besprechung natürlich nur kurz eingegangen werden. Bei Typ 1 sitzen die Firstsäulen und Fußpfetten (Grabenpfetten beiderseits der Wasserrinne) auf Unterzügen auf, die im traufseitigen Mauerwerk eingebunden sind. Bei Typ 2 ruhen die Fußpfetten auf Holzsäulen mit Sattelhölzern, die Firstsäulen auf Bindern bzw. Riegeln, wo-

durch die Möglichkeit eröffnet wird, im Dachraum ohne große technische Umgestaltung ein Wohngeschoß zu gewinnen. Bei Typ 3 handelt es sich um einen liegenden Stuhl, über dem ein abgewalmtes Dach ohne Firstpfette sitzt, dessen Rafen (die eigentlich Sparren sind) am First verblattet oder verzapft werden. Typ 4 tritt bereits als voll ausgebildeter stehender Stuhl in Erscheinung, dessen Dach konstruktiv als Pfettendach anzusprechen ist. Bei Typ 5 handelt es sich um einen im 19. Jahrhundert dominierenden Dachstuhl, dessen konstruktive Elemente Sparren mit Kehlbalken sind, aus denen Friedl die Rückkehr zu einer spätmittelalterlichen Konstruktionsweise in der Art eines „vor dem Grabendach zweifellos auch in Salzburg verbreiteten reinen Sparrendaches“ glaubt erschließen zu dürfen. Neben den „reinen“ Grabendächern führt er noch eine Anzahl historischer Dachwerke als „Mischformen“ vor, um sodann in einem wohlbegründeten Exkurs auf die Geschoßanzahl und die Bauhöhen einzugehen. Anhand des Zinnenfundes von Richard Schlegel am Haus Kranzlmart 3 ist mit einem Erd-, drei Obergeschossen und einem Dach- oder Speichergeschoß zu rechnen, so daß sich für die „gemeine hohe“ der Bürgerhäuser in der Stadt- und Polizeiordnung von 1524 vom Straßenniveau bis zur Oberkante der Außenmauern ein Richtwert von 17,5 Metern ergibt. Der Barockzeit ist daher keineswegs eine Aufstockung der Häuser, sondern lediglich der Ausbau der bereits vorhandenen Dach- und Speichergeschosse ohne Änderung der Fassadenhöhen zuzuschreiben, wobei die einst tiefer sitzenden Dächer allerdings höher gestellt werden und den Mauerkranz überragen durften. Nur wenn zwei zusätzliche Wohngeschosse gewonnen werden sollten, kam es zu echten Aufstockungen.

In einer Zusammenfassung stellt Friedl die fünf Typen der Dachquerschnitte und die Mischformen noch einmal vergleichend vor, wobei er sich durchaus bewußt ist, daß manche Fragen offenbleiben und manche Antworten mangels sichtbarer Baudatierungen – bisher hat sich erst eine gefunden – wohl erst nach dendrochronologischen Untersuchungen gegeben werden können.

Man wird dieses Resümee zur Kenntnis nehmen, gleichzeitig aber den Wunsch aussprechen müssen, daß die gewonnenen Ergebnisse durch ebenso gewissenhafte Untersuchungen in anderen Städten des gleichen zimmermannstechnischen Traditionsraums, etwa in Hallein oder Laufen, aber auch in „inntalischen“ Grabendachlandschaften überprüft werden. Auch die Ergebnisse der Bauernhausforschung werden heranzuziehen sein, und schließlich kann das Zusammentreten von (Pfetten-)Dächern in Häuserzeilen und damit die Ausgangslage der Grabendachentwicklung in manchen Salzburger Märkten (Golling) noch heute studiert werden. Bis zu den großen Brandkatastrophen des Mittelalters (z. B. 1167) herrschte in der Stadt der bäuerliche Holzblockbau mit flachgeneigten, legschindelgedeckten Pfettendächern, die wohl auch nach dem Übergang zum Mauerbau beibehalten wurden. Wenn auch in den mittelalterlichen Handwerkerlisten Nagelschmiede erwähnt werden, ist es doch fraglich, ob man damals schon zu Steildächern mit genagelter Scharschindeldeckung überging, weshalb man – auch bei aller Würdigung der Schedelschen Stadtansicht – dem Rückschluß Friedls auf ein vor der Grabendachepoche verbreitetes reines Sparrendach nicht, jedenfalls nicht auf den Bürgerhäusern folgen kann. Die Steildachausbildung der letzten Grabendachphase (Typ 5), die zur giebelseitigen Abwalmung und damit zum „ostalpenländischen“ Grabendach Erdmannsdorfers führte, läßt sich ohne weiteres mit der bäuerlichen Dachaufteilung zum Flachgauer Schopfdach des 19. Jahrhunderts vergleichen. Auch scheint der liegende Grabendachstuhl (Typ 3) zeitlich doch eher nach dem stehenden Stuhl anzusetzen sein, so daß Typ 4 gefügetechnisch besser an Typ 2 anzuschließen bzw. mit Typ 3 auszutauschen wäre. Auch Umfragen bei alten Zimmerleuten sollten nicht unterlassen werden. Im übrigen aber sollen diese Anmerkungen nur deutlich machen, wie wichtig die von Guido Friedl eingeleitete Dachgefügeforschung in der Altstadt ist.

Den Abschluß des Bandes bilden ein Materialblatt mit Nennung der im Dach und Mauerwerk angetroffenen Baustoffe, eine Liste der bau- und zimmermannstechnischen Gefügezeichnungen und die auf 30 Tafeln gezeichneten Längs- und Querschnitte der aufgemessenen Grabendächer. Der Band 1 der neuen Schriftenreihe wird für die künftige Hausbauforschung in Salzburg Maßstäbe setzen, für die man dem Verfasser und den Herausgebern, dem Altstadtamt und der Landesinnung der Baugewerbe, nicht nur in Salzburg, sondern im gesamten Bereich der Inn- und Salzachstädte Dank wissen wird.

Kurt Conrad

Erich Marx (Hg.), *Das „Höllbräu“ zu Salzburg. Geschichte eines Braugasthofes*. Mit Beiträgen von R. Ebner, E. K. Hofmann, W. K. Kovacovics, E. Marx und Th. Weidenholzer. Salzburg 1992. 198 S., 100 Abb. (Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg Nr. 4).

Mit dem neuesten Band dieser Schriftenreihe liegt die Monographie eines Salzburger Stadthauses vor, der vorbildlicher Charakter zukommt. In den Beiträgen von Ebner und Weidenholzer wird die Bau- und Entwicklungsgeschichte des „Höllbräus“, eingebunden in das Baugeschehen der Altstadt, behandelt. Kovacovics „untermauert“ diese Geschichte durch seine archäologischen Untersuchungen, und Hofmann führt sie in die neueste Zeit durch seine „Zielsetzungen und Probleme bei der Sanierung . . .“ für den gegenwärtigen Zweck. Der Herausgeber entwickelt „Gedanken zur Einbindung von Historikern in die Sanierungsplanung von Alstadthäusern“. Alphabetische Listen der Hausbesitzer mit aus Primärquellen geschöpften Lebensdaten runden die Monographie ab, die außerdem mit besonders instruktiven Abbildungen, Plänen und Zeichnungen ausgestattet ist. Insgesamt eine bemerkenswerte punktuell-geschichtswissenschaftliche Leistung.

Franz Fuhrmann

Rudolph Angermüller, *Das Salzburger Mozart-Denkmal. Eine Dokumentation (bis 1845) zur 150-Jahre-Enthüllungsfier*. Mit einem kunsthistorischen Beitrag von Adolf Hahn. Salzburg (Intern. Stiftung Mozarteum) 1992. 267 S., 16 Farbtafeln und zahlreiche S/W-Abb.

Der von Angermüller verfaßte Hauptteil des Buches zeichnet mit chronologischer Akribie den Werdegang des Mozart-Denkmal nach, schildert das erste Mozartfest in Salzburg (4. bis 6. September 1842), führt alle Mitwirkenden an, gibt die Meinungen über das Denkmal im In- und Ausland bis zum Jahr 1844 wieder und schließt mit der vom Präsidenten des Comités, Graf Chorinsky, 1846 unterzeichneten Rechnungslegung, mit einem Überschuß (!) bilanziert, ab. Historisch erschöpfender hätte dieses für Salzburg so bedeutende Ereignis nicht behandelt werden können. Besonders dankenswert ist Adolf Hahns gehaltvoller Beitrag, der, auf Angermüllers Dokumentation aufbauend, die kunstgeschichtliche Würdigung des Denkmals vornimmt. Er gliedert seine Studie in „Der Auftraggeber“ (besonders der bayerische König Ludwig I.), „Die Künstler Schwanthaler und Stiglmaier“, in „Das Werk“ (das im Mittelpunkt steht), „Der Magistrat“ (dem eine bestimmende Rolle zufiel), „Der Stich des Denkmals von S. Amsler – Plan einer Gedenkmünze“, „Die Skizzen und Modelle“ und zieht am Schluß eine „Summe“, wobei er die treffende Interpretation von Nikolaus Schaffer zitiert. Notabene: bei den Fußmaßen dürfte ein Irrtum vorliegen. Da kaum anzunehmen ist, daß der Linksrheinische Bayerische Fuß verwendet wurde, sondern der Rechtsrheinische, beträgt das Fußmaß 29,186 cm (was am Objekt nachzuprüfen wäre). Auch beträgt der Wiener Fuß nicht 31,80 cm, sondern 31,608 cm.

Der schöne Band ist „Dem Protektor der Internationalen Stiftung Mozarteum Johannes Graf von Moÿ zum 90. Geburtstag in Verehrung gewidmet“.

Franz Fuhrmann

Willibald Mayrhofer, *Quellenerläuterungen für Haus- und Familienforscher in Oberösterreich*. 2., erw. Aufl. Linz 1992. 216 S.

Erfreulicherweise ist nun eine zweite und erweiterte Auflage dieser Publikation erschienen; der Autor konzentriert sich auf die Darstellung und Erklärung der verschiedenen Quellengattungen, mit denen Haus-, Familien- und Ortsforscher hauptsächlich konfrontiert werden. Beginnend mit einigen methodischen Hinweisen wird der Leser (Forscher) in anschaulicher und verständlicher Weise auf einige grundlegende Schwierigkeiten bei der Quellen- und Literatursuche sowie der Quellenauswertung aufmerksam gemacht. Hinweise auf Spezialliteratur bzw. auf einschlägige ausländische Archive (z. B. Archive in Böhmen) und sonstige Vereinigungen für Familienforscher im In- und Ausland lassen den familiengeschichtlich Interessierten bei anstehenden Problemen dieses Buch auch als Nachschlagewerk immer wieder zur Hand nehmen.

Nach diesen einleitenden Kapiteln bietet der Autor Mayrhofer einen wirklich ausgezeichneten Überblick über die für Haus- und Familienforscher sowie für Ortschronisten wichtigen Quellengattungen. Hierbei beschränkt er sich nicht nur auf allgemeine Darstellungen, son-

dern er charakterisiert die einzelnen Quellengruppen, beschreibt den Inhalt von einzelnen Serien und gibt dabei auch die dort zu erwartenden Informationen an. Ebenso wenig fehlen Hinweise auf die jeweilige Spezialliteratur – eine Auswahl der einschlägigen Literatur wird am Ende des Buches geboten – sowie auf den Aufbewahrungsort der Quellengattungen. Dementsprechend behandelt der Autor zunächst die pfarrlichen Quellen (die verschiedenen Matriken, die Eheakten, sonstige Register und die Kirchenrechnungen), dann die Grundbücher (alte und neue) sowie den Bereich der Urkunden. Im Anschluß daran legt er sehr anschaulich und leicht verständlich die verschiedenen Arten der herrschaftlichen Quellen (Protokolle, Untertanenakten, Abgaben- und Robotverzeichnisse) und der staatlichen Quellen (alte Landtafel, Theresianisches Gültbuch, Josephinisches Lagebuch, Franziszeischer Kataster, Lagepläne) dar. Ein kurzer Hinweis auf weitere Quellengattungen wie Handwerksprotokolle, Gewerbeakten und Akten der Landesfrauenklinik lassen nach Ausschöpfung der vorgenannten Hauptgruppen noch weitere Betätigungsfelder erschließen.

Den zweiten Hauptabschnitt des Buches bildet ein über 40 Seiten füllendes Glossar von Ausdrücken, denen Orts- und Familienforscher bei ihren Quellenstudien immer wieder begegnen. Diese kurzen und prägnanten Erklärungen von Fachausdrücken bzw. lateinischen Wörtern machen dieses Buch auch für Familienforscher außerhalb des Landes Oberösterreich interessant.

Eine übersichtliche Aufstellung der im Land ob der Enns gängigen Währungen und deren Umrechnung sowie die wichtigsten Maßeinheiten und eine Auflistung der Währungs- und Zahlzeichen samt einer kurzen Schriftentwicklung seit dem 18. Jahrhundert können bei der Quelledurchsicht viele Fragen klären helfen. Auf den folgenden 60 Seiten wird eine repräsentative Auswahl von Abbildungen der wichtigsten Quellengattungen (z. T. mit Transkription) geboten. Diese Tatsache macht das Werk für jeden interessierten Laien – egal ob er sich nur mit seiner Familie oder seinem Haus beschäftigt oder ob er im Begriff ist, eine Ortschronik zu schreiben – zu einem unverzichtbaren Einführungswerk, aber auch zu einem immer wieder benötigten Nachschlagewerk. Diese letzte Funktion wird noch durch die Anlage eines Sachregisters am Ende des Bandes unterstrichen.

Hubert Schopf

Johannes Wunschheim, Bibliographie zur oberösterreichischen Geschichte 1986–1990 (= Ergänzungsband zu den Mitteilungen des oberösterreichischen Landesarchivs 7). Linz 1992. 407 S.

Erfreulicherweise konnte der Bearbeiter der Bibliographie zur oberösterreichischen Geschichte einen weiteren Band dieser Regionalbibliographie so rasch zum Abschluß bringen. Damit wird die landeskundliche Literatur für Oberösterreich bis einschließlich 1990 erschlossen. Es handelt sich bei diesem Buch bereits um den vierten Band dieser Bibliographie aus der Hand von Johannes Wunschheim.

Auch bei diesem Band wird – wie bei den vorhergehenden – die bewährte Gliederung nach den einzelnen Hilfswissenschaften, nach Quellenpublikationen und nach allgemeinen Darstellungen beibehalten. Ein Verzeichnis der bibliographischen Angaben nach oberösterreichischen Orten und ein Namen- und Sachregister machen diese Bibliographie sehr gut benutzbar.

Hervorzuheben ist noch, daß der Bearbeiter nicht nur augenscheinlich auf Oberösterreich bezugnehmende Veröffentlichungen berücksichtigte, sondern daß er sich auch der Mühe unterzogen hat, Publikationen aufzunehmen, die nur zum Teil oberösterreichische Belange behandeln. Ebenso sind auch die Dissertationen und Diplomarbeiten sowie verschiedene nur maschinschriftlich vorhandene Manuskripte und Dokumentationen mit der Angabe des Aufbewahrungsortes verzeichnet. Alle diese Punkte machen diese Bibliographie zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk für alle landeskundlich Interessierten!

Hubert Schopf

Chronik der Gemeinde Eben im Pongau. Zusammengestellt und verfaßt von *Gottfried Steinbacher* und *Josef Hartl*. Eigenverlag der Gemeinde, Eben im Pongau 1990. 664 Seiten, zahlreiche Farb- und S/W-Abb.

Eine Chronik im wahrsten Sinn des Wortes. Keine wissenschaftliche Analyse und Wertung nach modernen methodischen Ansätzen, was in keiner Weise abqualifizierend gemeint ist. Gottfried Steinbacher und Josef Hartl ist es – gestützt auf das überaus positive Unternehmen der vom Salzburger Landesarchiv veranstalteten Seminare über Ortschroniken – in einer akribischen und unglaublich fleißigen Arbeit gelungen, das Bild ihrer Gemeinde aus dem Blickpunkt der Menschen heraus zu zeichnen, die dieses Gemeinwesen besiedelt, gestaltet und geprägt haben. Hier wird engagiert und manchmal emotionell die historische Entwicklung mit ihrem wirtschaftlich-sozialen und kulturellen Umfeld dargestellt, mit allen menschlichen Höhen und Tiefen, ohne aber Lob und Tadel oder gar pauschale Urteile auszusprechen. Eine wohlthuende Objektivität der Autoren bis herauf in die Zeitgeschichte, deren Darstellung mit Daten und Fakten vielfach auf die örtliche Schulchronik gestützt ist. Bei aller möglichen Infragestellung einer derartigen Vorgangsweise, die Kritik bewußt oder unbewußt oft nur am Rand erkennen läßt, ist damit ein Heimatbuch im besten Sinn entstanden. Ein Buch, das als Zielgruppe sicher in erster Linie die Gemeindebewohner ansprechen wollte, die so manchen Fehler oder ein Versehen leichter übersehen als die gestrenge Wissenschaft.

Dabei ist die Ebener Chronik Steinbachers und Hartls auch für den Ortsfremden durchaus interessant, wird doch eine ganze Reihe von Themen von allgemeinem Interesse behandelt: der Leser findet neben einer Einführung in die geografischen Verhältnisse und einem allgemeinen geschichtlichen Überblick sehr informative Artikel über die bäuerliche Besiedlung und die Landwirtschaft, über Forstwesen und Jagd, über Kriege und Naturkatastrophen, über Bergbau und Gesundheitswesen, über die Pfarrsituation mit Berücksichtigung der Emigrationsereignisse von 1731/32 bis zur Gemeindeverwaltung, zu Post, Eisenbahn und Gendarmarie. Beiträge über Gewerbe und Industrie sowie den Fremdenverkehr dürfen ebenso wenig fehlen wie die über die Sagenwelt, die Kleindenkmäler der Gemeinde, über Brauchtum und Volkskultur oder über Natur und Umwelt, über Raiffeisenkassen, die Elektrifizierung, die Vereine, den Sport und die Mundart; Dinge, die zum wesentlichen Bestand von Ortschroniken geworden sind. Besonders dankenswert und hervorzuheben ist der lange Beitrag über die zeit-, wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Erzählungen von Ebener Bürgern, sozusagen eine Anleihe bei „oral history“. Das Literatur- und Quellenverzeichnis zeigt, daß die Autoren neben den Chroniken des Ortes auch Archivalien des Landesarchivs und des Konsistorialarchivs verwendet haben: Urbare, Hofkammerakten, Visitationsberichte und Seelenbücher. Wertvoll wird die Ebener Chronik aber auch und vielleicht vor allem durch das zahlreiche und wertvolle Bildmaterial, durch die Dokumentation alter und vielfach unwiederbringlich verlorengegangener Ansichten.

Trotz mancher Einschränkungen wird man den beiden Verfassern zum vorliegenden Band gratulieren müssen. Sie haben die Aufgabe erfüllt, die sie sich gestellt haben und die im Geleitwort von Landeshauptmann Dr. Hans Katschthaler fast programmatisch anklingt: „Gerade in Zeiten einer immer stärker werdenden Entwurzelung und Entfremdung vieler Menschen von ihrem unmittelbaren Lebensbereich, ihrer Familiengeschichte oder ihrer Herkunft, ist die Rückbesinnung auf die eigene Geschichte, auf den heimatlichen Lebensraum und auf das ureigenst geistige und kulturelle Erbe außerordentlich wichtig. Ähnliche negative Einflüsse auf den Menschen haben auch die voranschreitende Vereinheitlichung und Verallgemeinerung, die internationalen Zivilisationseinflüsse sowie mancher unwahrer Traum der Konsumgesellschaft.“ Vielleicht sollten nicht nur Ortschroniken und nicht nur die von Eben im Pongau derartige Zielsetzungen beherzigen!

Reinhard R. Heinisch

Henndorf am Wallersee. Kultur und Geschichte einer Salzburger Gemeinde. Hg. v. *Alfred Stefan Weiß, Karl Ehrenfellner und Sabine Falk.* Eigenverlag der Gemeinde Henndorf, Henndorf 1992. 528 S., zahlreiche Farb- und S/W-Abb.

Das Land Salzburg mit seiner reichen historischen und kulturellen Tradition weist bereits eine stattliche Reihe von Orts- und Gemeindechroniken auf, die vielfach nicht nur von Fachleuten, sondern auch von „Amateuren“ in des Wortes eigentlicher Bedeutung verfaßt worden sind. Manche dieser Chroniken haben nicht uneingeschränkten Beifall und Zustimmung gefunden; echte und auch vorgebliche Fachleute haben sich über allfälligen Dilettantismus mokiert, und vice versa ist Wissenschaftlern eine Art „Elfenbeinturm“-Mentalität zum Vorwurf gemacht worden, die keine Rücksicht auf die Interessen eines breiten Publikums genommen hätten. Mögen auch beide Standpunkte nicht ganz unberechtigt sein, im vorliegenden Fall der Henndorfer Chronik sind derartige Kriterien nicht anwendbar: den Herausgebern ist eine wirklich schöne und gediegene Darstellung einer Salzburger Gemeinde gelungen, die gut lesbar ist und trotzdem allen wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht wird. Dieser absoluten inhaltlichen Qualität entspricht auch die äußere Ausstattung, vor allem durch das schöne Bildmaterial, für das *Erich Tischler* verantwortlich zeichnete.

Der vorliegende Band ist wie üblich in umfassende Hauptkapitel gegliedert, die sich mit den geografischen und topografischen Voraussetzungen, der geschichtlichen Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart, den Bedingungen von Religion, Kunst und Kultur einschließlich der Volkskultur, den Grundlagen von Wirtschaft und Fremdenverkehr, den staatlichen Institutionen sowie dem Gemeindeleben und der Geselligkeit in Henndorf beschäftigen. Für diese großen Abschnitte konnten namhafte und überaus qualifizierte Autoren aus den verschiedensten Wissens- und Fachgebieten gewonnen werden.

Die geografische Einführung in den Henndorfer Raum steuert *Guido Müller* bei, dessen Ausführungen durch *Friedrich Leitichs* Artikel über die Bedeutung des Wallersees für die Gemeinde Henndorf sehr informativ ergänzt wurden. Die Nachzeichnung der dörflichen Entwicklung von der Frühgeschichte bis zur Gegenwart verdanken wir *Otmar Weber, Fritz Moosleitner, Heinz Dopsch* (unter Mitarbeit von *John B. Freed*), den Mitherausgebern *Alfred Stefan Weiß* und *Sabine Falk* sowie *Hanns Haas* und *Friedrich Steinkellner*. Eine Fülle interessanter Details wird dabei dem Leser geboten, nicht nur im rein politisch-historischen Bereich, sondern auch in bezug auf die Vielschichtigkeit persönlicher Erlebniswelten der Vergangenheit, die dem Klischee von der „guten alten Zeit“ oft so herzlich wenig entsprechen.

Für den Bereich von Religion, Kunst und Kultur treten zu den schon Genannten *Johann Desch, Karl Ehrenfellner, Roswitha Preiß* und *Walburga Schobersberger*, die uns den kulturellen Reichtum Henndorfs vor Augen führen. Dabei sind es nicht nur die Pfarre oder die Pflege der Kirchenmusik, die Kunstschatze der Kirchen und die damit betrauten Künstler, sondern auch die Literaten wie *Sylvester Wagner, Franz Stelzhamer* und *Carl Zuckmayer* oder Musiker wie *Richard Mayr* oder *Alois Forer*, die den Namen Henndorfs quasi „in die Welt getragen“ haben. Auch *Johannes Freumbichler* ist im Zusammenhang mit dieser reichen Henndorfer Tradition gerade in den letzten Jahren bekannt geworden, wenn auch vielleicht mehr durch seinen Enkel *Thomas Bernhard*. Quantitativ beschränkter ist der Raum für die Volkskultur ausgefallen: *Maria Gemeier, Irmtraut Froschauer, Ingeborg Schattauer* und *Christian Oberascher* beschäftigten sich mit Kleindenkmälern und Brauchtumsfragen, wobei dem „Hochzeiten“ besonderes Augenmerk geschenkt wurde.

Im Kapitel „Wirtschaft und Fremdenverkehr“ wird unter anderem auf das ehemalige Hofbrauhaus eingegangen – allerdings ohne auf aktuelle bauliche „Substanzverluste“ hinzuweisen (!?) –, daneben auf die bodenständige Spitzenklöppelei, auf Gewerbe und Handel, auf den wichtigen Wirtschaftsfaktor der Käserei Woerle und den in den letzten Jahrzehnten zunehmenden Fremdenverkehr. Die diesbezüglichen Artikel wurden von *Roswitha Preiß, Walburga Schobersberger, Hans Ellenhuber* und *Franz Winklhofer* verfaßt; den beiden letzteren ist neben *Ingeborg Schattauer* ein informativer Blick auf Gemeindeamt, Schule, Post und Gendarmerie zu verdanken, der wie das von *A. St. Weiß* bearbeitete Vereinswesen eben zum Typus der Ortschronik gehört, aber außerhalb der Gemeinde nur auf mäßiges Interesse stoßen wird. Das bezieht sich auch auf die Ehrentafel und auf die Liste der Bürgermeister, während *Hans Ellenhubers* Chronologie der Gemeindeereignisse seit 1850 und die „Seinerzeit“-Erinnerungen durch-

aus historisch Wertvolles bringen. Verdienstvoll schließlich zum Abschluß die *Weiß*-Bearbeitung einer Henndorfer Ortsbibliographie sowie einer Stammtafel der Tanner, deren drucktechnische Anordnung am Ende weniger störend ist als die „Verbannung“ einer Häuserchronik und eines Verzeichnisses der alten Hausnummern Henndorfs in noch zu erwartende Beihefte. Wer die Schwierigkeiten einer solchen Publikation allerdings kennt oder sie wenigstens ahnt, wird aber auch das verschmerzen.

Alles in allem eine sehens- und beachtenswerte Neuerscheinung unter den Salisburgensien, die nicht nur einem Henndorfer Lokalstolz nützlich ist. Möge sie für derartige Unternehmungen anderer Landgemeinden Vorbild sein!

Reinhard R. Heinisch

Chronik der Gemeinde Kleinarl. Zusammengestellt und verfaßt von *Gottfried Steinbacher*. Hg. von der Gemeinde Kleinarl 1992. 384 S., über 300 S/W- und 93 Farbfotos.

Wenn ein so erfahrener und gewissenhafter Ortschronist wie Gottfried Steinbacher als Grundlage für seine Arbeit das der Gemeinde Kleinarl bereits 1950 gewidmete Dorfbuchmanuskript des 1953 verstorbenen Wagrainer Gemeindegerechten *Matthias Schönberger* benützen kann, dann darf man von vornherein ein gutes Ergebnis erhoffen, war doch auch Schönberger ein ungemein kenntnisreicher Autodidakt, dem die Landeskunde manche historisch und volkskundlich wichtigen Beiträge verdankt. Diese Hoffnung wird auch nicht enttäuscht, denn die Kleinarl Chronik enthält wirklich alles, was man sich an Informationen über diese Pongauer Gebirgsgemeinde wünscht und was vor allem auch die Einheimischen, für die eine Gemeindechronik ja in erster Linie gedacht ist, erwarten. Der Einführung in Umfang, Lage und Klima – hier hätte man wohl auch gleich den Abschnitt über Natur und Umwelt, den Beitrag von *Erwin König* über die Pflanzen und die Ausführungen von *Wilhelm Günther* über Geologie, Mineralogie und Bergbau einreihen sollen – folgen die Kapitel über Gerichtszugehörigkeit, Verwaltung, Verkehrserschließung, Siedlungsgeschichte, Land- und Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei, Kirche und Pfarre – der Großen Emigration ist ein eigener Abschnitt mit einer aufschlußreichen Fallstudie über die Wiederbesiedlung der verlassenen Güter gewidmet –, Gesundheitswesen, Naturkatastrophen, Aufstände und Kriege – das Ende des Zweiten Weltkriegs spülte die Reste mancher Truppenverbände bis Kleinarl –, Schul- und Bildungswesen, Vereinswesen und Fremdenverkehr. Besonderen Wert erfährt die Chronik durch die Berichte von Zeitzeugen, die für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte unseres unruhigen Jahrhunderts erstrangigen Quellenwert besitzen und für deren Aufnahme und ungeschminkte Wiedergabe dem Chronisten ebenso zu danken ist wie für die Aufhellung der Lokalgeschichte durch einschlägige Zeitungsberichte aus dem 19. und 20. Jahrhundert.

Im Kapitel über die Landwirtschaft wird man die vollständige Höfeliste begrüßen, aber das Fehlen hauskundlicher Hinweise auf dieses Kerngebiet des Pongauer Paarhofs, das im alten Wimmhof mit der Zirbe als Hausbaum (S. 85) in geradezu klassischer Ausprägung faßbar ist, doch bedauern. Das Gut Jägersee wird von *Friederike Zaisberger* kenntnisreich behandelt. Neben der Tappenkaralm, deren agrargemeinschaftliche Rechts- und Nutzungsgeschichte ausführlich geschildert wird, wären dem 1951 in Kleinarl mit der Alpbuchaufnahme beschäftigten Rezensenten natürlich auch eingehendere Hinweise auf die vielen Einzelalmen willkommen gewesen. Das außerordentlich reichhaltige Bildmaterial, dem vielfach – etwa in den Rindenhütten der Holzknechte – Dokumentarwert zukommt, hätte (z. B. unter Verzicht auf die für die Besiedlung der Gebirgstäler untypischen Bilder Jung-Ilsenheims) insgesamt doch wohl eine strengere Auswahl verdient. Aber der Bearbeiter einer Ortschronik muß eben auch, wie schon erwähnt, auf die Einheimischen Rücksicht nehmen, und die werden sich über die vielen Bilder ebenso freuen wie die vielen Gäste Kleinarls, die diese solide Heimatchronik gewiß auch gerne zur Hand nehmen werden.

Kurt Conrad

Franz Ortner, Raimund Sagmeister, Lessach im Lungau. Geschichte und Gegenwart eines Dorfes. Hg. von der Gemeinde Lessach 1992. 383 S., 226 S/W- und 58 Farbfotos.

Wer die von inniger Heimatliebe getragenen Bücher des Lungauer Pfarrers und Bauernsohns Josef Schitter und damit auch das der Gemeinde Göriach gewidmete Heimatbuch kennt, wird die nunmehr vorliegende Chronik der Nachbargemeinde Lessach mit besonderer Erwartung zur Hand nehmen, zumal sie von einem zünftigen Historiker bearbeitet ist. *Franz Ortner*, dem die Hauptarbeit an der Lessacher Heimatchronik oblag, enttäuscht diese Erwartung nicht. Zwar entbehrt seine Darstellung der tiefen Verbundenheit mit Land und Leuten, die Schitters zuweilen spekulative Überlegungen auszeichnet, aber sie fußt auf der kritischen Auswertung der neuesten Literatur und der urkundlichen Quellen im Salzburger Landes- und Konsistorialarchiv, über deren Umfang das sorgfältige Verzeichnis der Anmerkungen Auskunft gibt.

Ein gutes Drittel der Chronik ist der Geschichte des Lessachtals von den Anfängen bis zur Gegenwart gewidmet, wobei Ortner nach der Erörterung des früh- und hochmittelalterlichen Besiedlungsvorgangs das Hauptgewicht auf die Zeit vom Stockurbar Wolf Dietrichs bis zur Grundentlastung legt und auch agrargeschichtlich interessante Fragen, wie etwa das Lessacher Getreidemaß, anschnidet. Aber auch die Zeitgeschichte vor und nach 1945 ist gebührend berücksichtigt. Ein eigenes Kapitel ist den Bauernhöfen, darunter dem bekannten Gambsbauern-Zehenthof, und der Besitzgeschichte der acht Erbhöfe eingeräumt.

Die Ruine Thurnschall leitet sodann zu den Sagen aus dem Lessachtal über, dessen Spracheigentümlichkeiten, Hochzeitsbräuche und besondere Speisen samt Rezepten ebenfalls in Erinnerung gerufen werden. Leider fehlt im Inhaltsverzeichnis die Angabe des Autors dieser Beiträge. Die Geschichte der Lessacher Kirche mit dem bemerkenswerten Hinweis auf die Dreifaltigkeitsbruderschaft, die großen Brandkatastrophen – darunter den Dorfbrand von 1908 – und das Schulwesen behandelt wiederum Franz Ortner, worauf Zeitzeugen aus ihrem Arbeitsleben, einheimische Kenner von Besonderheiten des Tals, etwa dem Talkbergbau der Zwischenkriegszeit oder dem frühneuzeitlichen Arsenbergbau, und Gäste von ihren Begegnungen erzählen.

Im Schlußkapitel „Lessach heute“ schildert Franz Ortner Aufbau und Struktur der Gemeinde, *Josef Fanninger* die Leistungen der Gemeindepolitik – der Strukturwandel zeigt sich auch darin, daß seit 1971 nicht mehr ein Bauer Bürgermeister ist –, *Raimund Sagmeister* das blühende religiöse Leben und das Wirken des Pfarrgemeinderats, *Johann Mitterdorfer* die Kirchenrenovierung, Kapellen und Marterln, *Elisabeth König* Volksschule, Kindergarten und öffentliche Bücherei. Zuletzt kommen die Vereine zu Wort, unter denen die Historischen Schützen in der Uniform der altsalzburgischen Landwehr besondere Beachtung verdienen.

Das Bildmaterial ist einschließlich der im Vor- und Nachsatz verwendeten Ausschnitte aus dem Franziszeischen Kataster gut ausgesucht, wenngleich der einzigartige Friedhof von Lessach mit den sargförmigen hölzernen Grabhügeleinfassungen (Sarchen) und gußeisernen Kreuzen, deren Bestand durch die neue Friedhofsordnung gesichert ist, eine eigene Abbildung verdient hätte. Auf S. 54 handelt es sich nicht um einen Pflug, sondern um eine Arl. Im Zusammenhang mit der frühen Besiedlung wäre ein Hinweis auf den wohl schon im Mittelalter benutzten Übergang über das Waldhorntörl ins Ennstal nützlich gewesen. Das Kasmandlfahren (S. 152) ist ein dem Pinzgauer Alperer verwandter Rügebrauch und hat mit der Wilden Jagd nichts zu tun. Aber alles in allem enthält die Chronik eine Fülle informativen, unter beispielhafter Mitwirkung aller Gemeindeglieder zusammengetragenen Materials, so daß man dem Lessachwinkel zu seinem Heimatbuch wirklich gratulieren kann. Kurt Conrad

Homo ludens. Der spielende Mensch I. Internationale Beiträge des Institutes für Spielforschung und Spielpädagogik an der Hochschule „Mozarteum“ Salzburg. Hg. v. *Günther G. Bauer*. Musikverlag Emil Katzbichler, München–Salzburg 1991. 273 und 3 S., zahlreiche S/W- u. Farbbabb.

Der Band enthält Beiträge von folgenden Autoren: *Mario Wandruszka*, *Andreas Flitner*, *Erwin Glonegger*, *Hans-Wolfgang Nickel*, *Rainer Buland*, *Ernst Rudolf Rappe*, *Marion Faber*, *Günther G. Bauer* und *Manfred Zollinger*. – Nach zwölf Artikeln über das vielschichtige

Thema „Spiel“, darunter den Festvortrag „Spielen in Salzburg im 18. Jahrhundert“, den Günther G. Bauer am 27. September 1991 anlässlich der wissenschaftlichen Tagung des Instituts für Geschichte der Universität Salzburg unter dem Motto „Mozart in seiner Zeit und Umwelt“ gehalten hat, folgen ein Nachruf (auf Hildegard Hetzer), Buchbesprechungen, Institutsnachrichten, Kurzbiographien der Autoren und eine Vorschau auf den Band II von „Homo ludens“.

Friederike Prodingner

Friedrich Breitingner, Mozartiana „Gaulimauli Malefisohtu“, hg. von Friederike Prodingner, bearbeitet von Josef Brettenthaler: Salzburg 1992. 204 S., 24 Abb., 1 Notenblatt, 1 Porträt des Autors.

Es war ein glücklicher Gedanke der Herausgeberin, aus der Fülle jener auf Mozart und seine Salzburger Zeit bezugnehmenden Zeitungsartikel des Autors eine Auswahl zu treffen und in Buchform erscheinen zu lassen. Es handelt sich dabei um in unermüdlicher Archivarbeit aus den Quellen geschöpfte Kabinettstücke, die einen Einblick in Leben und Umwelt Mozarts ermöglichen und unser Bild vom größten Sohn dieser Stadt auf köstliche Weise bereichern. So bezieht sich der seltsame Untertitel des Buches auf den übermütigen Wortlaut eines vierstimmigen Kanons (KV 237, 509a), der nach dem großen Erfolg einer Figaro-Aufführung in Prag entstanden ist. Es ist vergnüglich, in diesem Buch zu blättern und sich die Kurzgeschichten zu Gemüte zu führen, wobei sich der Genuß mit der Erweiterung des Wissens aufs trefflichste verbindet. Die Einleitung von F. Prodingner gibt Aufschluß über die Entwicklung und Bedeutung des Mozartforschers Dr. Breitingner. In der Bearbeitung von J. Brettenthaler ist zu bemängeln, daß – von wenigen Ausnahmen abgesehen – die Erscheinungsorte der Originalartikel (meist im „Salzburger Volksblatt“ abgedruckt) nicht vermerkt sind, so daß eine allfällige Überprüfung der Texte und deren „Bearbeitung“ äußerst mühsam wäre. Frau Amtsrat Elfriede Breitingner, der treuen Hüterin des Nachlasses ihres Vaters, gilt ein besonderer Dank.

Franz Fuhrmann

Hansjörg Weidenhoffer, Sakramentshäuschen in Österreich. Eine Untersuchung zur Typologie und stilistischen Entwicklung in der Spätgotik und Renaissance. Bd. 1: Text. Bd. 2: Abbildungen. Graz, dbv-Verlag für die Technische Universität Graz 1992 (= Dissertationen der Karl-Franzens-Universität Graz, 87). 338 S., 1 Karte, 313 S/W-Abb.

Im Rahmen der Wolf-Dietrich-Ausstellung 1987 wurde auch ein mit der Jahreszahl 1612 datierter Altar-Tabernakel, der aus der Pfarrkirche St. Margarethen im Lungau stammt, gezeigt, der als der älteste in der Erzdiözese Salzburg erhaltene Altar-Tabernakel gilt. Dieser heute allgemein üblichen Tabernakel-Form gingen die nun weithin verschwundenen Sakramentshäuschen, -schränke und -nischen voraus, von denen einzelne noch erhaltene Exemplare sowohl durch ihre Höhe (Heiligenblut 13 m, Mauer bei Melk 11 m, Bad Aussee 10 m) als auch wegen ihrer Kunstfertigkeit (z. B. Stadtpfarrkirche Steyr oder Enns-Lorch) beeindruckende Zeugnisse spätmittelalterlicher Kunst darstellen. Daher ist es sehr verdienstvoll, daß sich die vorliegende Arbeit diesem sowohl kunst- als auch liturgiegeschichtlich wichtigem Thema zuwendet.

Weidenhoffer hat dies in erschöpfender Weise getan. Ein Textband und ein eigener Bildband stellen alle in Österreich noch nachweisbaren Sakramentsnischen, -schränke und -häuschen unter Würdigung des Typus, des Materials und der Ikonographie vor. Sowohl die Frage der geschichtlichen Entwicklung der Aufbewahrung des Allerheiligsten als auch die stilistische Entwicklung dieser Aufbewahrungsorte werden eingehend behandelt, und darüber hinaus wird in Form eines Katalogs das gesamte Vorkommen von Sakramentshäuschen und -nischen in Österreich in vorbildlicher Weise dokumentiert.

Es ist hier nicht der Ort, alle in dieser Dissertation angeschnittenen liturgie- und kunstgeschichtlich wichtigen Fragen zu referieren (vgl. hierzu die Rezension von *Philipp Harnoncourt* in: *Heiliger Dienst* 46 [1992], S. 269–272); es kann hier nur auf die für Salzburg relevanten Stellen hingewiesen werden. So ersieht man, daß die bekannte Sakramentsnische von 1446 in der Salzburger Franziskanerkirche noch jener Entwicklungsstufe entstammte, die nur Sakra-

mentsnischen und noch nicht Sakramentshäuschen kannte; erst ab 1450 sind Sakramentshäuschen in Österreich nachweisbar. Ein interessanter Exkurs beschäftigt sich auch mit dem in seiner Einordnung strittigen „Sakramentsschrein“ in der Salzburger Kirche St. Blasius. Weidenhoffer vermag mit plausiblen Gründen darzulegen, daß es sich hier um ein Heiliges Grab handelt, das allerdings im Rahmen der Karfreitagsliturgie für die sogenannte Präsanctifikations-Messe als Aufbewahrungsort der Eucharistie gedient haben dürfte. Besonders beachtenswert ist, daß Weidenhoffer mit großer Akribie auch nicht mehr in situ befindliche Architekturteile von Sakramentshäuschen auflistet, so z. B. einen Bildstock im Rauriser Seebachgraben als ehemaligen Tabernakelpfeiler des 16. Jahrhunderts, der wohl aus der Pfarrkirche Rauris stammt. Denn im Land Salzburg befinden sich nur mehr Teile von Sakramentshäuschen und -nischen, wie etwa das Fragment eines gemalten Sakramentshäuschens in Abtenau oder in Zell am See. In Koppl wurde ein lange in der Altarmensa des Beinhauses (heute Priestergrabkapelle) eingemauerter Tabernakelpfeiler aus dem Jahr 1518 aus rotem Marmor an der Südseite des Chorschlusses (nicht ursprünglicher Aufstellungsort!) angebracht. Auch in Arnsdorf wurde der an der Nordwand des Langhauses aufgestellte Tabernakelpfeiler aus der Zeit um 1517 erst 1912 dort wieder aufgestellt, nachdem er vom 17. Jahrhundert an als Bildstock verwendet worden war. Umgekehrt befindet sich ein rotmarmorner Tabernakelpfeiler aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, der wohl ursprünglich im Chor der Stiftskirche Michaelbeuern stand, nunmehr als Bildstock beim Treppenaufgang zum Hauptportal dieser Kirche. Ebenso findet sich ein 1618 aus dem Chor der Kirche entfernter Tabernakelpfeiler, von dem nur mehr das Gehäuse erhalten ist, als Bildstock vor dem Südportal der einst zu Salzburg gehörenden Kirche von Waging am See.

Es sind also nur mehr kärgliche Reste von Sakramentshäuschen im Land Salzburg erhalten, und gerade der Vergleich mit den doch noch viel zahlreicher erhaltenen Exemplaren im übrigen Österreich wirft die Frage auf, warum gerade im Gebiet des ehemaligen Erzstifts Salzburg diese spätmittelalterlichen Schöpfungen so intensiv entfernt worden sind. Denn für ganz Österreich kann Weidenhoffer doch insgesamt über 90 Sakramentshäuschen nachweisen sowie ca. 400 Sakramentsnischen (davon nur fünf im Land Salzburg). Der Grund lag in einem Dekret des Salzburger Erzbischofs Markus Sittikus vom 7. Oktober 1616, das im Sinn der Übernahme des Missale Romanum von 1614 die Aufbewahrung der Eucharistie in einem Tabernakel in der Mitte des Hochaltars vorschrieb (*Florian Dalham, Concilia Salisburgensia provincialia et dioecesana* [Augsburg 1788], S. 605). Die Entfernung der nahezu allgemein an der Evangelienseite (Nordseite) des Chors befindlichen Sakramentshäuschen und -nischen wurde in dem Dekret zwar nicht ausdrücklich gefordert, sie ergab sich aber wohl als Konsequenz und wurde in den als Folge der Generalvisitation von 1613/14 ergehenden Befehlen des erzbischöflichen Konsistoriums an die einzelnen Pfarreien, die im Jahr 1617 ergingen und den Visitationsprotokollen beigelegt wurden, auch des öfteren expressis verbis verlangt. Das in dieser Hinsicht kaum ausgewertete Protokoll der Generalvisitation der Salzburger Erzdiözese aus den Jahren 1613/14 belegt eindrucksvoll, daß zu dieser Zeit Sakramentshäuschen und -nischen (zum Teil bemalt) fast allgemein noch als Aufbewahrungsort der Eucharistie dienten. Noch 1573 war für den Dom ein Sakramentshäuschen geschaffen worden. Die ab 1616 zur Durchführung kommende Übertragung der Tabernakel auf den Hochaltar war, wie Weidenhoffer richtig bemerkt, nicht durch das Konzil von Trient anbefohlen worden, das die Frage nach dem Ort der Aufbewahrung der Eucharistie offenließ. Sie entsprach vielmehr einem in Italien geübten Brauch, für den sich vor allem der hl. Karl Borromäus unermüdlich eingesetzt hatte. Dessen erzbischöflicher Neffe hat in Salzburg diese Zielsetzung seines Onkels eingeleitet und durchgeführt, zusammen mit seinem Nachfolger Paris Lodron, der ja ebenfalls wie Markus Sittikus ein Halbtaliener war.

Wenn man von dem fehlenden Hinweis auf die zentrale Rolle des Erzbischofs Markus Sittikus hinsichtlich der erwähnten Änderung absieht, erfüllt die Untersuchung Weidenhoffers zahlreiche Desiderate, sie bietet eine reiche, ja umfassende Information. Sie kann in vielfacher Weise als richtungweisend gelten, z. B. hinsichtlich der Typisierung in Sakramentshäuschen, -schränke und -nischen. Bei der Beschäftigung mit Sakramentshäuschen in Österreich wird man die Dissertation Weidenhoffers als Standardwerk heranziehen müssen. Zu erwähnen ist auch noch, daß das mit einem eigenen Bildband versehene und somit reichhaltig dokumen-

tierte Werk zu einem erstaunlich günstigen Preis angeboten wird. Es ist ein empfehlenswertes Buch, das man gerne zur Hand nimmt.

Johann Sallaberger

Barbara Rettenbacher-Höllwerth, Unsere Mundart zwischen Grasberg und Tauern. Mit Grafiken von Wolfgang Wiesinger. Verlag IKS – Institut für kulturelle Sonderprojekte. Salzburg 1992. 196 S.

Die Raum- und Sozialbindung menschlicher Gemeinschaften und damit ein Wesensmerkmal des Heimatbegriffs kommen in der Mundart besonders deutlich zum Ausdruck. Wer sich der Mundart in der Dichtung und Erzählung bedient, sollte daher auf die landschaftliche Gebundenheit des Wortschatzes und auf die Eigenart der Aussprache besonders achten. Die im süd-mittelbairischen Sprachraum beheimatete Pinzgauer Mundartdichterin Barbara Rettenbacher-Höllwerth hat dies stets getan und ist daher in der Lage, aus ihren Veröffentlichungen, Erhebungen, Kundfahrten und Gesprächen jene Wörter herauszuschälen, alphabetisch anzuordnen und zu erklären, die für den Ober- und Unterpinzgau und den südlichen Teil des Mitterpinzgaus bis zum Saalfeldener Becken kennzeichnend und heute schon vielfach vergessen sind. Es geht ihr dabei nicht nur um das Wortgut, sondern auch um die mundartgerechte Aussprache, die sie in der Vorbemerkung „Laute – gesprochen und geschrieben“ in einer auch dem Unkundigen verständlichen, von der Schreibung Leopold Zillers im Salzburger Mundartwörterbuch „Was nicht im Duden steht“ (1979) allerdings abweichenden Form darbiert. So sehr es verständlich ist, daß sich die volkstümliche Mundartpflege nicht der in der Wissenschaft üblichen Lautschrift bedient, so sehr ist es angesichts der immer noch wachsenden Mundartliteratur doch zu bedauern, daß nicht eine allgemeinverbindliche, regional anerkannte Lautwiedergabe gefunden werden kann. Davon abgesehen, werden aber nicht nur die Gäste des Pinzgaus und insbesondere die Besucher des Nationalparks Hohe Tauern, sondern auch die Einheimischen an dieser Mundartkunde ihre Freude haben.

Kurt Conrad

Marianne Rumpf, Perchten. Populäre Glaubensgestalten zwischen Mythos und Katechese. Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie, hg. v. Dieter Harmening, Bd. XII. Königshausen und Neumann 1991.

In acht Kapiteln wird vielseitig wie noch nie das Perchtenthema wie folgt bearbeitet und ausgebreitet: Die Perchtengestalt in früher Überlieferung und in der Forschung. – Bisherige Deutungen des Namens und Ableitungen. – Die Percht in der Volksüberlieferung. – Perchtengestalten im Winter- und Fastnachtsbrauch. – Herkunft und Bedeutung des Wortes Percht. – Perchtenläufe und Perchtentänze. – Alte Quellen und Darstellungen zum Perchtenlauf und Perchtentanz. – Beurteilung der frühen Quellen und Deutungen der Perchtenläufe und -tänze.

Neue Gesichtspunkte zum Perchtenproblem sind besonders bemerkenswert wegen der neuen Blickrichtung in folkloristischer Hinsicht, die neue Deutung und die Beurteilung der heute noch lebendigen Perchtenbräuche. Ein umfassendes Literaturverzeichnis, ein Quellenverzeichnis sowie Orts-, Personen- und ein Sachregister bereichern die wichtigste Facharbeit auf diesem Gebiet. Auch das reiche Bildmaterial in Farbtafeln und Schwarz-Weiß ist äußerst wertfördernd. Auf eine Beschriftungsverwechslung auf den Seiten 236 und 237, Abbildung 21 mit Abbildung 22, sei aufmerksam gemacht.

Friederike Proding

Peter Klammer, Auf fremden Höfen. Anstiftkinder, Dienstboten und Einleger im Gebirge. Damit es nicht verlorengeht. . . 26. Hg. v. Michael Mitterauer u. Peter Paul Klotz. Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar 1992.

Mündliche Geschichtsüberlieferungen sind in dieser Reihe festgehalten, der schon mehrere Salzburger Bände angehören, und eben auch in dieser Lungauer Veröffentlichung von verschiedenen Landbewohnern, die dieses Schicksal als mindest bewertete Volksgenossen erlitten haben. Dienstboten waren seinerzeit – und vor noch gar nicht langer Zeit – vor allem Kinder lediger Mütter, die angestiftet, das heißt zur Aufzucht und zu späterer Arbeitsleistung gegen

einen Betrag abgegeben werden mußten. Dieser ganz unangesehene Stand plagte sich ein Leben lang mit elender Bezahlung, konnte nichts oder nicht viel erwerben und landete im Alter wieder auf fremden Höfen als Einleger. Er mußte sich reihum von Hof zu Hof, immer nur auf einige Tage, herumschleppen, um schlecht genug in irgendeinem Winkel des Hauses auf einer miesen Strohschütte armselig dahinvegetieren.

Sowohl die ganz triste Situation des Dienstbotenwesens in einem an sich sehr armseligen Bergbauernniveau als auch Einzelschicksale – erzählt von Altersheiminsassen –, werden diese Schilderungen endlich ins Licht der Betrachtung gestellt. Das Problem Dienstboten wird von zwölf Personen, die es selbst erlebt haben, geschildert. Dazu fügt der Herausgeber und Verfasser Statistiken, Gemeindeberichte und -beschlüsse, Pfarrberichte, Schul- und Gendarmerieprotokolle, Dienstboten- und Einlegerbücheln als gewissermaßen eisernes Gesetzkorsett zu diesen Zuständen an. Der Übergang in die NS-Zeit setzte auch hier eigene Gefolgschaftsprobleme.

Mit dieser Reihe der Veröffentlichungen „Damit es nicht verlorengeht“ wird eine neue Seite der volkskundlichen Forschung aufgeschlagen, die einen Blick in dunkle Hintergründe des Volkslebens erschließt.

Friederike Prodingner

Friedrich Leitich, Städt. Flugplatz – Salzburg Airport. Geschichte der Luftfahrt im Raume Salzburg. Verlag Alfred Winter, 2. Aufl. Salzburg 1992. 264 S., zahlreiche Farb- u. S/W-Abb.

Das nun bereits in zweiter Auflage vorliegende Buch über den Salzburger Flughafen, international tourismusheischend auch als „Salzburg Airport“ gehandelt, bringt eine chronologisch genaue Darstellung der Entwicklung von 1920 bis in die Gegenwart. Die Ausführungen Leitichs sind gut lesbar und bringen wirklich interessante Details, die nicht nur die Flug- und Verkehrstechnik, sondern auch die Kulturgeschichte betreffen. Überhaupt ist die Geschichte des Salzburger Flugplatzes ein Abbild auch der Geschichte von Stadt und Land: alle politischen und wirtschaftlichen Höhen und Tiefen von der Ersten Republik über die Zeit des Dritten Reichs bis in die Zweite Republik haben auch im Maxglaner Areal ihre Entsprechung gefunden, wobei die militärische Komponente oft die sportlichen und kulturellen oder fremdenverkehrsähnlichen Aspekte übertraf.

Neben der Darstellung der Fakten und Daten, die immer unter der Prämisse eines verstärkten gelände- und fluggastzahlenmäßigen Ausbaus gestanden sind, ist es vor allem das Bildmaterial, das den größten Wert des Werks ausmacht. Dafür wurde vom Verfasser und seinen Helfern dankenswerterweise sehr viel Mühe aufgewendet; der verstorbene Salzburger Pressefotograf *Laszlo Vuray* wurde dabei als besonders verdienstvoll herausgestrichen. Es sind meist sehr seltene Dokumente, die dem Leser das historische Bild auch der Frühzeit näherbringen. Dies und die Würdigung einzelner Persönlichkeiten, die die „gedeihliche“ Entwicklung des Salzburger Flughafens zu immer neuen Rekorden verantwortet haben, setzt die stärksten Akzente des Buches.

Vermissen wird man allerdings jede kritische Auseinandersetzung mit heutigen ökologischen Prinzipien; es gibt kaum einen Hinweis mit den nicht unberechtigten Beschwerden der Flughafenanrainer und anderer Teile der städtischen Gesellschaft. Liegt es daran, daß der Verfasser selbst mit der Planungsarbeit für die neue Start- und Landebahn des Flughafens seit 1958 war, oder sind hier Einflüsse der Geschäftsführung des Wirtschaftsunternehmens zu spüren?

Trotz allem ein interessantes Buch, nicht nur für Salzburger und nicht nur für „fortschrittsgläubige“ Flugbegeisterte!

Reinhard R. Heinisch

Tirol-Atlas. 9. Lieferung (13 Karten auf 7 Blättern) und *10. Lieferung* (16 Karten auf 7 Blättern). Hg. im Auftrag der Tiroler Landesregierung unter der Leitung von *Adolf Leidlmaier*. Bearbeitung: Abt. Landeskunde im Inst. f. Geographie d. Universität Innsbruck. Kartographie: *Josef Aistleitner* und *Wilfried Keller*. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1989 und 1992.

Tirol-Atlas, Begleittexte X (54 S.) und *XI* (24 S.). Geleitet von *Wilfried Keller*. Innsbruck 1988 und 1991.

In den MGSL 123 (1983; S. 398) und 129 (1989; S. 463 ff.) wurden bereits die 1. bis 7. Lieferung bzw. die 8. Lieferung besprochen. Mit der 10. Lieferung umfaßt das noch nicht abgeschlossene Werk derzeit 204 Karten auf 85 Blättern.

Wo immer es möglich war, wird der vom bayerischen Alpengebiet bis zur Salurner Klause bzw. vom östlichen Vorarlberg bis zum Rauriser Tal reichende Kartenausschnitt flächendeckend dargestellt; andernfalls wird zumindest neben Nord-, Süd- und Osttirol das im Blattschnitt enthaltene österreichische Staatsgebiet wiedergegeben. Somit ist – abgesehen von ehemals salzburgischen Territorien – vom heutigen Bundesland Salzburg praktisch der gesamte Pinzgau kartographisch erfaßt.

Von den im Inhaltsverzeichnis genannten 20 Themenbereichen des Atlaswerks sind in den zwei zu besprechenden Lieferungen fünf Themenbereiche vertreten: Flora, Siedlung, Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Fremdenverkehr. Der große Maßstab 1:300.000 erlaubt eine recht detaillierte Darstellung, was insbesondere in der von *Hugo E. Schiechl* entworfenen Karte der aktuellen Vegetation (E 2) voll ausgeschöpft wird. Ebenfalls flächenhaft sind die im selben Maßstab gehaltenen Darstellungen der potentiellen natürlichen Vegetation (E 1), des Waldes hinsichtlich Verbreitung (M 1) und Eigentumsstruktur (M 2) sowie der Haus- und Hofformen (H 1). Vorrangig mit Signaturen wird bei den Darstellungen der Almen hinsichtlich Verbreitung und Nutzung (L 19) und Eigentumsstruktur (L 20), der Strukturtypen des Fremdenverkehrs (O 10) sowie der Seilbahnen und Lifte (O 11) vorgegangen. Die Karten im Maßstab 1:600.000, jeweils vier auf einem Blatt, sind meist Mosaikdarstellungen mit der Einheit Gemeinde, z. T. kombiniert mit Punkt- oder Diagrammdarstellungen: Sozioökonomische Struktur der Landwirtschaft (L 38–41), Rinderbestand zwischen 1900 und 1985 (L 26–29), Rinderhaltung (L 30–33), Touristische Nachfrage (O 12–15), Touristisches Angebot (O 16–19).

Die zwei Hefte der Begleittexte beziehen sich auf einen Großteil der Themen der 9. und 10. Atlaslieferung. Zu den Themen Siedlung und Fremdenverkehr müssen hingegen die Begleittexte noch publiziert werden, dafür sind Texte zu Karten früherer Lieferungen im X. Teil der Begleittexte enthalten: Urzeit, Römerzeit, Bevölkerung, Wasserkraftwerke.

Die österreichische Regionalatlaskartographie hat mit dem Tirol-Atlas wohl ihre Krönung gefunden. In der alle Bundesländer mit Ausnahme von Vorarlberg umfassenden, sehr individuellen Serie wird er zweifellos der letzte Atlas bleiben, der in den klassischen Techniken hergestellt wurde. Insbesondere aus Salzburger Sicht ist anzumerken: Keiner der Atlanten der Nachbarländer hat für Salzburg eine ähnlich große Relevanz wie der Tirol-Atlas. Bei einem Vergleich der Atlanten von Salzburg (1955) und Tirol wird man voll anerkennen müssen, daß die dazwischenliegende Zeitspanne von der Kartographie und vielen wissenschaftlichen Disziplinen gut genutzt wurde.

Guido Müller

Zur Anzeige eingelangte weitere Literatur,
die wegen mangelndem Salzburg-Bezug nicht rezensiert wurde:

Michaela Gastenau, Mit brauner Tinte . . . Nationalsozialistische Presse und ihre Journalisten in Oberösterreich 1933–1945 (= Beiträge zur Zeitgeschichte Oberösterreichs 13). Linz 1992. 300 S.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1993

Band/Volume: [133](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Zum Salzburger Schrifttum. 453-482](#)